P. o. germ
1726
a/9

P.o.germ. 1726 o-9

<36620219730012

<36620219730012

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 1726 o-9

B

A. F. E. Langbein's

prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Vierter Theil.

Enthält: **Der Sonderling.**

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Enthält: **Der Sonderling.**

Mit königl. würtembergischem P

Hoffmann'sche
Leihbibliothek
in Weissenburg.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sonderling und seine Söhne.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F. HENNING.

1.

Der Valetschmaus.

„Auf frohes Wiedersehen, lieber Hermann!“ sagte der ehrwürdige Pfarrer Brok, und stieß mit dem Jüngling die Gläser zusammen. „Es ist für jetzt der letzte Abend, der uns an diesem Tische vereint; aber es wäre Thorheit, diese köstlichen Stunden mit Seufzern und Thränen hinzubringen.“

„Das ist auch nicht meine Sache;“ erwiederte Hermann. „Und warum sollt' ich den Kopf hängen? Ich wandere frisch und gesund in die Welt, um das Glück aufzusuchen, und es wird sich finden lassen, da ich wenig von ihm begehre. Weicht es mir aber aus, so geh' ich heim zu meinem lieben Vater, der mich mit offenen Armen wieder aufnimmt.“

„Darauf verlaß dich, mein Sohn!“ sprach der Pfarrer. „Nur kehre nicht sogleich um, wenn dir ein Un=

wetter des Aprillenglücks entgegen schlägt. Der Mensch kann auf der Heerstraße des Lebens nicht immer im Sonnenschein wandeln; er muß, gehüllt in den Mantel des Muthes, den Stürmen trotzen, die ihn umtoben. Das ist eine uralte Lehre; doch kann man sie jungen Leuten, die in die Welt treten, nicht oft genug empfehlen.“

„Nun, ich habe so einen Reisemantel;“ sagte Hermann.

„Halt' ihn fest!“ versetzte der Pfarrer. „Es sind elende Menschen, die ihn entbehren, und lebenslang von dem Froste der Unzufriedenheit geschüttelt werden. Viele, die sich unglücklich nennen, sind es entweder gar nicht, oder wenigstens in keinem so hohen Grade, als sie glauben. Dagegen ist der Beneidete oft minder glücklich, als seine Neider. Ich erinnere mich hierbei eines Mährchens, das diese Wahrheit sehr anschaulich darstellt.“ —

„O, ich bitte dich,“ fiel die Pfarrerin ein, „bringe so spät am Abend keine Mährchen aufs Tabet! Man hat schwere Träume davon.“

„Sorge nicht!“ sprach er lächelnd. „Mein Mährchen ist nicht von der schauerlichen Art.“

„So erzähl' es in Gottes Namen!“ sagte sie, und er begann, wie folgt.

2.

Unzufriedenheit und Strafe.

„In der Vorzeit lebte ein finstrer Grämling, Namens Job, der mit seinem Loose höchst unzufrieden war, ob er gleich alles besaß, was ein genügsamer Mensch bedarf. Gesund, wie ein Hirsch, bewohnte er, mit einem jungen, braven Weibe, ein bequemes eigenes Haus, und hatte sein gemächliches Auskommen, wenn er die Hände nicht in den Schooß legte. Das war aber gerade der Platz, wo sie sich am liebsten aufhielten. Murrend ging er jeden Morgen an sein Tagewerk, nannte sich ein unglückliches Lastthier, und haderte mit dem Himmel über die Versagung der Reichthümer, die er sich oft auf den Knieen erbat. Er wollte Schätze finden oder durch ein Wunder in den Besitz goldner Berge gesetzt seyn; doch jenseit der Sterne nahm man keine Kunde davon. Der unverschämte Bettler mußte nach wie vor arbeiten oder — hungern; und das war ihm ganz recht. Da er nun sah, daß sich der

Himmel ihm eisern verschloß, so klopfte er an die Pforte der Hölle, und citirte, wie Doktor Faust, den Teufel.“ —

„Hab' ichs nicht gedacht!“ rief die Pfarrerin, und sprang auf, um den Tisch zu verlassen.

„Bleib, Mütterchen, bleib!“ sagte der Pfarrer. „Der Böse kommt nicht! Er ließ sich vergebens vorladen, und der Beschwörer mußte nachher mit noch größerer Anstrengung arbeiten, weil er bei den fruchtlosen Verhandlungen mit dem tauben Geiste viel Zeit versäumt hatte. Dennoch gab er seinen thörichten Wunsch, ein reicher Tagdieb zu werden, nicht auf. Er trug einem alten Einsiedler, der als ein mächtiger Zauberer berühmt war, sein Anliegen vor. Aber auch der Waldbruder war nicht geneigt, ihm gefällig zu seyn. Er geizte sogar mit einer armseligen Wünschelruthe, die sich Job ausbat, und ermahnte den begehrlichen Menschen, sich mit dem, was er habe, zu begnügen; denn er sey in seinem beschränkten Zustande glücklicher als mancher Ritter und Fürst.

Das wollte Job durchaus nicht einräumen. Ich weiß besser als Ihr, sprach er, wie es in den Ritterburgen zugeht! Von dem Götterleben der Fürsten will ich gar nicht reden. Ich wäre vollkommen zufrieden,

wenn ich mich nur, zum Beispiel, so pflegen könnte, wie Ritter Dagobert, in dessen Burg ich vormals, eh' er den Kreuzzug ins heilige Land unternahm, oft aus und ein ging. — Er schilderte nun mit lüsterner Beredsamkeit, wie er den Ritter fort und fort hinter einem mit großen Weinhumpen bepflanzten Tische, auf einem Faulbette liegend, gefunden habe. — Das kann seyn; antwortete der Waldbruder: Aber der gute Ritter hatte vielleicht manchen geheimen Kummer, den er im Weine zu ertränken suchte. — Was frag' ich darnach! versetzte Job: Wär' ich nur Dagobert, und könnte immer trinken und immer ruhen, so möchte alles übrige gehen, wie es wollte. —

Mit dergleichen Geschwätzen störte er oft die Einsamkeit des Eremiten, der sich mehrmals diese langweiligen Besuche verbat. Dennoch überlief ihn Job immerfort, sang sein altes Lied, und begehrte unablässig, den Zauberstab zu seinem Vortheil in Bewegung zu setzen. Am Ende riß dem Waldbruder die Geduld aus. Er beschloß, sich den unleidlichen Gesellen vom Halse zu schaffen. Als er nun eines Tages wieder einsprach, und Dagoberts Wonneleben, wie gewöhnlich, rühmte, fuhr ihn der Graubart an: Ihr seyd ein hirnloser Thor, daß Ihr den Ritter beneidet! Ich sage Euch:

er war nicht so glücklich als Ihr; er hatte keine frohe Stunde in seinem Hause; er zog deßhalb nach Palästina, und ist dort (wie mir eben meine dienstbaren Geister gemeldet haben) vor einigen Stunden unter dem Schwerte der Mahometaner gefallen. — Es wäre mir nun ein Leichtes, Euch des Entseelten Gestalt so täuschend zu verleihen, daß Ihr ohne Gefahr, als ein Betrüger entlarvt zu werden, von seinem Ruhepolster und Weinkeller Besitz ergreifen könntet; ich bin auch, um Eurer Zudringlichkeit los zu werden, zu dieser Verwandlung bereit: aber ich rathe wohlmeinend, nehmt mein Erbieten nicht an; denn wahrlich, Ihr würdet Euch in des Ritters Haut übel befinden, und sein Wein, nach dem Ihr so lechzet, würde Euch zu Gift werden! —

Job hörte von allen diesen Worten nichts, als die Nachricht von Dagoberts Tode, und daß er nun in die erledigte Ruhestelle einrücken könne. Des Einsiedlers Warnung streifte vor seinen Ohren vorbei. Er drang auf die erwünschte Verwandlung, und der Zauberstab schlug ihn auf der Stelle zum Ritter. Welche Freude! Er forderte einen Spiegel. Die Eremitenklause war nicht damit versehen. Er mußte sein neues Angesicht in einer nahen Quelle beschauen. Froh-

lockend kam er zurück. Er hatte sich dem niedergehauenen Ritter vollkommen ähnlich gefunden, und dankte mit dessen Stimme dem Zauberer dafür. Freilich war er in Einer Sekunde zwanzig Jahre älter geworden; doch das kümmerte ihn nicht. Er hoffte, durch den Genuß des Weines (den ein berühmter Arzt die Milch der Alten nennt) die verlorne Jugend wieder zu ersetzen, und sich zu einem Nestor zu trinken. Freudig nahm er Abschied, um in Dagoberts Burg seinen Einzug zu halten. Der Eremit erinnerte ihn an seine Gattin, und stellte ihm vor, daß sie durch sein Verschwinden in Angst und Elend gestürzt werde. Was geht das mich an? sagte der Egoist. Sie glaube meinetwegen, ich sey gestorben, und helfe sich allein durch die Welt. Ich bin mir selbst der Nächste. — Hiermit eilte er fort. Der Einsiedler schlug Kreuze hinter ihm, schloß seine Zelle, und dachte, man werde wohl im Schlosse dafür sorgen, daß er sie dem schlimmen Kunden nie wieder öffnen müsse.

Job zweifelte keinen Augenblick an einer guten Aufnahme in der Burg; denn der Zauberstab hatte ihm nicht nur Dagoberts Gestalt, sondern auch eine vollständige Ritterkleidung verliehen. Ein Paar Doggen, die sich eben vor der Burgpforte sonnten, erkannten

ihn auch sogleich für ihren Herrn, sprangen ihm mit Freudenbezeugungen entgegen, erwiesen ihm stürmische Liebkosungen, stürzten dann in den Schloßhof vor ihm her, und meldeten mit lautem Gebell seine Ankunft. Er ging stracklich hinein. Das Hausgesinde erhob ein Jubelgeschrei, und küßte ihm die Hände. Er benahm sich gegen alle sehr huldreich, und nannte sie nach der Reihe bei ihren Namen, die ihm von alten Zeiten her bekannt waren. Dann ging er mit einiger Bangigkeit weiter, um Isabellen, Dagoberts Gemahlin, als die seinige zu begrüßen. Sie, ein junges, üppiges und verbuhltes Weib, hatte sich von dem bejahrten Eheherrn, als er ins gelobte Land zog, mit Vergnügen getrennt, und ganz darauf gerechnet, ihn nimmer wieder zu sehen. Es war daher kein freudiges Schrecken, das bei ihr in einen gellenden Schrei ausbrach, als sie plötzlich die verhaßte Gestalt vor sich erblickte. Die Echtheit seiner Person zu bezweifeln fiel ihr nicht ein. Sie duldete seine zärtliche Umarmung wie eine kalte Bildsäule, und fragte ihn frostig: warum er schon zurück kehre, da doch, ihres Wissens, die Eroberung des heiligen Grabes noch nicht gelungen sey. Er gab zur Antwort: er müsse dieses Geschäft jüngern Helden überlassen, weil er bald nach seiner Ankunft in Palästina gefühlt

habe, daß er in seinen Jahren die Beschwerlichkeiten der Feldzüge nicht mehr ertragen könne. Sie rümpfte die Nase, und ermahnte ihn höhnisch, seinen alten Platz anf dem Faulbette wieder einzunehmen. Das ließ er sich nicht zwei Mal heißen; er hatte sich lange nach dieser weichen Stelle gesehnt. Isabelle sah seiner frohen Niederlassung mit einem verächtlichen Blicke zu, und entfernte sich.

Er glaubte, sie sey weggegangen, um für ihn eine köstliche Mahlzeit zu bereiten; aber er wartete von einer Stunde zur andern vergebens darauf. Es bot ihm niemand einen Trunk Wasser. Er zog endlich die Klingel. Ein Knappe erschien. Ritter Job forderte Wein. Der Diener ging und kam nicht wieder. Job klingelte nochmals, und erhielt nun ein Getränk, das wie Wein aussah, und wie Essig schmeckte. Er schalt, und verlangte von einer bessern Gattung. Der Diener (ein ehrlicher Graukopf, und vormals Dagoberts Liebling und Vertrauter) zuckte die Achseln und sagte mit Thränen: es stehe nicht in seiner Macht, diesem Befehl zu gehorchen; denn der Kellerschlüssel befinde sich in den Händen der gestrengen Frau, und sie habe erklärt, der Wein sey gut genug. Job trank seufzend den Krätzer, und stillte seinen Hunger mit trocknem

Brode. Er blieb bei diesem Genuß so nüchtern, daß er über seinen gegenwärtigen Zustand hell und klar nachdenken, und Isabellens schnöde Behandlung mit dem gutmüthigen Benehmen seiner verlassenen Gattin vergleichen konnte. Diese empfing ihn, wenn er Abends heim kam, mit herzlicher Liebe, und tischte das Beste auf, was sie im Hause hatte. Jetzt, kalt und verächtlich aufgenommen, mußte er mit Ritterzähnen an harten Brodkrusten nagen. Er hatte auf der Stelle nicht den Muth, Isabellen darüber zur Rechenschaft zu ziehen; aber er nahm sich vor, des folgenden Tages das Rauhe heraus zu kehren, und die Rolle des Hausherrn mit Nachdruck zu spielen.

Er that es; nur leider mit schlechtem Erfolg. Isabelle lachte ihm, ohne weitere Antwort, ins Gesicht. Bei der Mittagstafel, wo sie sich einfand, schien sie nur darum gegenwärtig zu seyn, um sich an seinem Aerger über die aufgetragenen unschmackhaften Gerichte zu weiden. Das ist Bettlerskost! fuhr er auf. Sie antwortete: wenn er künftig die Speisen würzreicher verlange, so möge er nur die aus Palästina mitgebrachten Lorbeern in die Küche abliefern. Dieser Spott traf ihn eigentlich nicht; doch seine Rittermaske nöthigte ihn, sich darüber zu entrüsten. Es entstand ein hefti-

ger Wortwechsel, und zuletzt gar ein Handgemenge, wobei Isabelle den Kürzern zog. Sie floh mit dem Angesicht einer Furie, und drohte Rache.

Einige Stunden darauf erschien sie in Begleitung eines baumlangen, stämmigen Ritters, den sie dem staunenden Job als ihren Beschützer vorstellte. Der Cicisbeo, dem der Raufsinn auf der Stirn geschrieben stand, erklärte sich selbst mit frechen Worten zu ihrem Protector, und schlug dabei so kräftig an sein Schwert, daß der Afterritter zu beben begann, und es nicht wagte, dem unbefugten Schiedsrichter seiner häuslichen Händel die Thür zu weisen. Er versprach mit zitternder Stimme, sich künftig gegen seine Gemahlin anständiger zu betragen, und so kam er für dieß Mal mit einem Verweise davon.

Isabelle trotzte seitdem bei jeder Gelegenheit auf ihren furchtbaren Schirmhalter. Job durfte nicht mucken, wenn er nicht von dem Raufbold vor die Klinge gefordert seyn wollte. Er hatte zur Handhabung des Schwertes weder Muth noch Geschick, und mußte sich also von der boshaften Xantippe die härtesten Kränkungen gefallen lassen. Diese gingen am Ende so weit, daß er sie nicht länger ertragen konnte. Er begab sich zu dem Waldbruder, und bat auf den Knieen, ihn von

der lästigen Rittergestalt zu befreien, und ihm seinen ursprünglichen Körper wieder zu geben. Er wolle gern, sprach er, doppelt so viel arbeiten, als vorher, wenn er sich nur seiner ruhigen Hütte und seines guten, treuen Weibes wieder erfreuen könnte. Aber der Einsiedler sagte: das sey vorbei, und trieb ihn, mit ernster Vorhaltung seiner ehemaligen Unzufriedenheit, aus der Klause. Job ging traurig in die Marterburg zurück, und verschwünschte die Stunde, da er sich zuerst hinein gesehnt hatte.

Kurz darauf fing die Dame an, sich freundlicher gegen ihn zu betragen. Sie forschte täglich, was er gern speisen möchte, bewirthete ihn ohne Widerspruch damit, und schonte nicht des besten Weines im Keller. Jetzt ward dem Dulder wohl; er schmauste fröhlich; aber es waren Henkermahle. Isabelle, die ihren Buhler ins Ehebett aufzunehmen, und sich daher des alten Gemahls zu entledigen wünschte, bereitete ihm ein Successionspulver, und vergiftete damit süßen Wein, den sie selbst in einem goldnen Becher ihm reichte. Er trank ihn hastig aus, und starb wenige Stunden darauf, sich selbst und seine Thorheit verfluchend. — Man behauptet: Dagoberts Geist sey ihm in der Todesstunde gräßlich erschienen, und habe dann Isabellen

so lange verfolgt, bis sie sich aus Verzweiflung in den Schloßbrunnen gestürzt habe. Auch sollen sich, wie die Sage geht, in den Ruinen jener Burg noch jetzt um Mitternacht zwei Ritter von ähnlicher Gestalt sehen lassen, wovon einer den andern mit gezücktem Schwerte aus den wüsten Mauern hinaus treibt." —

„Laß ruhn die Todten!" sagte die Pfarrerin, und blickte ängstlich nach der Thür, als besorgte sie, die Geister würden hereinbrechen, und sich um den Tisch herum jagen.

Ihr Gatte beruhigte sie, und zog aus der erzählten Geschichte sehr vernünftige Nutzanwendungen, die aber füglich ungedruckt bleiben, weil sie der Leser, wenn er sich sonst mit Moral befassen will, selbst machen kann. Außerdem ist es räthlich, uns bei dem Mährchen nicht länger aufzuhalten; denn wir laufen ohne dieß schon Gefahr, daß es ein oder der andere Kunstrichter als ein **hors d'oeuvre** betrachten werde.

3.

Das Geheimniß.

Als Hermann am folgenden Morgen sein Reisebündel gepackt hatte, und im Begriff stand, Abschied zu nehmen, führte ihn der Pfarrer mit einer geheimnißvollen Miene in seine Studierstube, und verriegelte die Thür hinter sich. „Mein guter Hermann," sprach er, „ich habe dir, ehe wir scheiden, eine wichtige Entdeckung zu machen. Ich liebe dich seit neunzehn Jahren wie einen leiblichen Sohn; aber du bist es nicht! — Du wurdest mir von deinem Vater, dessen Namen ich dir noch nicht nennen darf, in der frühsten Jugend anvertraut, und ich habe dich nach seinen Vorschriften schlicht und kunstlos erzogen."

Hermann starrte den Pastor an, und stürzte ihm mit liebevoller Heftigkeit in die Arme. „Ich will keinen andern Vater!" rief er aus: „Ich bin und bleibe Ihr Sohn! Ich kann keinen Andern so lieben, und am wenigsten den Unbekannten, der mich vermuthlich bloß darum von sich entfernte, um der lästigen Erziehungssorgen überhoben zu seyn. — Oder thu' ich ihm vielleicht Unrecht?" — fuhr er mit sanfterer Stimme

fort: „Zwangen ihn etwa unabänderliche Verhältnisse, sich von mir zu trennen?“ —

„Dringe nicht mit solchen Fragen in mich!“ sagte der Pfarrer. „Ich darf sie nicht beantworten; ich muß dich an die Zukunft verweisen, die alle Dunkelheiten dir aufhellen wird. Aber bis zu diesem Zeitpunkte werden wohl noch zehn Jahre verstreichen.“ —

„Seltsam genug!“ rief Hermann. „Mein Vater will mir erst dann erscheinen, wenn ich keiner väterlichen Unterstützung mehr bedarf! — Nun, ich muß mich darein fügen, und ich wage ohne Bangigkeit den Versuch, meine eigene Stütze zu seyn. — Aber wie soll ich mich nennen? Ich verliere den theuren Namen Brok, und erhalte keinen andern dafür.“ —

„Dieser Knoten ist leicht zu lösen;“ antwortete sein Pflegevater. „Du kannst ohne Bedenken meinen Namen fortführen; denn es ist, außer meiner Frau und einem vertrauten Freunde, keinem Menschen bekannt, daß du nicht mein Sohn bist. Eine ehrliche Bäurin, die in einer entfernten Gegend wohnte, und schon seit vielen Jahren todt ist, war deine Amme. Aus ihren Händen empfing ich dich, im zwölften Monate deines Alters, auf der Reise, als ich, von weiten her kommend, mein hiesiges Pfarramt antrat. Du zogst in

diesem Hause mit mir ein, galtst für mein Kind, und es konnte niemanden einfallen, daran zu zweifeln." — Das beruhigte den Jüngling. Der Pfarrer versah ihn nun mit mancherlei guten Lehren, empfahl ihm besonders männlichen Gleichmuth bei widrigen Schicksalen, warnte ihn vor Müßigang und böser Gesellschaft, und erinnerte ihn an Herders treffliche Worte:

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Hermann schrieb diese Verse in sein Taschenbuch, nahm von seinen Pflegeeltern Abschied, und wanderte fort.

Wir können ihn jetzt nicht begleiten, werden ihn aber zu rechter Zeit wieder einholen.

4.

Die Geschichte geht zwanzig Jahre rückwärts.

Im Schlosse Eibenburg erwartete man damals einen Stammerben. Herr von Falkenhof ging, unruhig horchend, in seinem Zimmer auf und ab, und versah sich jeden Augenblick einer Botschaft von der glücklichen Entbindung seiner Gemahlin. Schon lagen zwei Goldstücke von ungleichem Werthe bereit, um den Eilboten nach dem Verhältniß der Erfreulichkeit seiner Nachricht zu beschenken. Ein Doppel=Louisd'or war für einen Sohn, ein einfacher Dukaten für eine Tochter zum Preise bestimmt. „Ei, ei!" wird manche Leserin denken oder sagen: „War unser Geschlecht dem Knauser so gleichgültig?" — Nichts weniger! Aber Falkenhofs Güter waren Mann= oder Schwertlehen; es konnten nur männliche Nachkommen darin zur Erbfolge gelangen, und es war ihm aus diesem Grunde nicht zu verdenken, daß sich seine Wünsche zu einem Sohne hinneigten.

Bei aller seiner Vorsicht war er dennoch auf den Fall, der endlich eintrat, nicht gefaßt. Die Hebamme

überraschte ihn mit der Meldung, daß ihn der Himmel mit schönen und gesunden Zwillingssöhnen beschenkt habe. Außer sich vor Freude umarmte er die Frau, so alt und häßlich sie war, und verdoppelte den Preis, den er auf die Verkündigung eines Stammhalters ausgesetzt hatte.

Als er wieder allein war, geberdete sich der vierzigjährige Mann wie ein Kind, dem man eine Puppe geschenkt hat. Er sprang auf Einem Beine, klatschte in die Hände, ergriff seinen Hausarzt, den Doktor Wigmund, der ihm gerade in den Wurf kam, und wirbelte sich so lange gewaltsam mit ihm herum, bis beide schwindelig wurden, und aufs Kanapee sanken.

„Nun, Doktor, wie steht's?" keuchte Herr von Falkenhof: „Was machen meine Jungen?"

„Beide befinden sich vortrefflich;" sagte der Arzt. „Sie zeigen eine Fülle von Munterkeit und Lebenskraft, wie man sie bei Zwillingen selten antrifft." —

„Und die Mutter?" —

„Ist die gesundeste Wöchnerin, die ich jemals gesehen habe." —

„O, was bin ich für ein glücklicher Mann!" rief Falkenhof: „Und ich gestehe Ihnen, Freund, daß mir

meine Zwillinge lieber sind, als drei andere Söhne, die einzeln angekommen wären."

„Wie so?" fragte Wigmund.

„Erstens" — antwortete Falkenhof — „ist eine Zwillingsgeburt kein ganz gewöhnliches Ereigniß. Es wird unter den Leuten, die mich und meine Frau kennen, einiges Aufsehen machen, und das lieb' ich. Zweitens bin ich nun auf Einmal im Stande, einen gewissen Versuch auszuführen, dessen Entwurf ich schon lange im Kopfe herum trage. Ich will nämlich einen meiner Söhne mit der möglichsten Sorgfalt, wie ein Fürstenkind, erziehen lassen, und den andern, wie einen gebornen Bettler, in die Welt hinaus stoßen." —

„Sie scherzen, Herr von Falkenhof!" sagte der Arzt. „Wozu sollte diese Sonderbarkeit führen!" —

„Zu der Erfahrung, wer am Ende von Beiden der glücklichste ist." —

Wigmund schüttelte den Kopf. Von Glück, sagte er, könne unter solchen Umständen gar nicht die Rede seyn; denn weder der verzärtelte, noch der rohe Mensch sey wahrhaft glücklich, und aus einer so abentheuerlichen Erziehung könne auf keiner Seite etwas Gutes entstehen. „Ich bitte Sie, Herr von Falkenhof, fuhr er fort, machen Sie mit Ihren Kindern, wenn sie Ih=

nen lieb sind, keine so ausschweifenden Sprünge! Bleiben Sie fein auf der goldnen Mittelstraße!" —

„Schweigen Sie mir von Ihrer Mittelstraße!" rief Falkenhof. „Ich hasse diesen ausgetretenen Allerwelts-Tummelplatz, und gehe meinen Weg gern allein. — Doch ein ander Mal mehr darüber. Jetzt will ich Frau und Kinder besuchen." —

5.

Der Sonderling.

Herr von Falkenhof machte in seiner Jugend die damals sogenannte große Tour durch England, Frankreich, die Schweiz und Italien, und hielt sich am längsten in England auf. Da kamen ihm denn mancherlei Eulenspiegelstreiche brittischer Sonderlinge zu Ohren und Gesicht, und er bewunderte, nach alter deutscher Weise, diese Narrheiten so sehr, daß er sie, als er ins Vaterland zurückgekehrt war, bestmöglichst nachzuäffen suchte. Alles mußte bei ihm anders, als bei andern Menschen seyn. Er trug einen grünen Hut, rothe Stiefeln, ließ ein Gespann weißer Pferde wie Panther mahlen, und baute seinen Hunden einen kleinen Pallast.

Kurz, er schonte kein Geld, um sich von vernünftigen Leuten als ein Phantast auslachen zu lassen, und dieser erwünschten Ehre genoß er in vollem Maße. Dagegen fehlte es ihm aber auch nicht an Schmeichlern, die, für das Honorar einer guten Mahlzeit, alle Einfälle seines verschrobenen Kopfes sehr genialisch fanden, und ihm darüber Beifall zuklatschten. Das ermunterte ihn, seine tollen Streiche immer weiter zu treiben. Bei dem allen war er ein ganz leidlicher Querkopf, weil ihn sein gutes Herz unfähig machte, sich den plumpen Egoismus reicher Großbritten anzueignen.

Er hatte das vierzigste Jahr seines Alters angetreten, als er einst zu einigen Tischfreunden sagte: er wolle allen seinen bisher begangenen Thorheiten die Krone aufsetzen und — heirathen. Bei diesen Worten (die sein Geschichtschreiber mit Widerwillen und Mißbilligung anführt) entfärbten sich die Parasiten; denn es ward ihnen bange, daß eine sparsame Frau die Herrschaft des Hauses gewinnen, und den gastfreundlichen Falkenhof in einen Knauser umschaffen möchte. In dieser Gefahr wagten sie es, ihm von seinem Vorhaben abzurathen. Aber die armen Tropfen kannten ihren Patron noch nicht genug: er that immer gerade das, wovor man ihn warnte. Dieser Mucke erinnerten

sie sich erst, als er sie in einem ziemlich herrischen Tone beschied: er bedürfe keiner Rathgeber, und werde seinem eigenen Kopfe folgen. Sie lenkten nun ein und billigten seinen Entschluß, in der Hoffnung, er werde, nach seiner gewöhnlichen Art, gegen den Strom schwimmen. Allein er durchschaute ihre List und ließ sich nicht irre machen. Im Gegentheil versicherte er mit lachendem Munde: er werde unfehlbar, sie möchten ihn loben oder tadeln, binnen acht Tagen Bräutigam seyn, ohne sich deßhalb aus dem Hause zu bewegen, oder eine Zeile zu schreiben.

Und des folgenden Tages sandte er in einen Umkreis von acht bis zehn Meilen reitende Boten aus, durch die er alle dort herum wohnende Adelsfamilien, in welchen sich heirathsfähige Fräulein befanden, auf einen gewissen Tag zur Tafel einladen ließ. Aus dieser Mädchenflor wollte er seine künftige Gattin wählen. Aber weder Auge noch Herz sollte bei dieser Wahl eine Stimme haben, sondern bloß der blinde Zufall entscheiden. Er wollte seine Hand demjenigen Fräulein antragen, das am Tage des Gastmahls zuerst in seinen Hof einfahren würde.

Ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartete, als man für und wider das Heirathen sprach, erhaschte

davon einige Worte, die in der Bedientenstube, wo er sie sogleich wieder bekannt machte, großes Aufsehen erregten. Man rieth hin und her, aus welchem Hause die Braut heimgeführt werden würde; aber die Meinungen blieben so lange schwankend, bis Herr von Falkenhof zu satteln und aufzusitzen befahl, und das Verzeichniß der einzuladenden Gäste den beorderten Eilboten überlieferte. Daraus ergab sich nun deutlich, daß es bei dem großen Gastmahle, wozu er nur adelige Jungfrauen mit ihren Verwandten berufen ließ, auf eine Brautschau und Brautwahl abgesehen war. Diese Bemerkung theilten die Boten in allen Häusern, wo sie Einladungen zu bestellen hatten, den Bedienten mit, und so kam sie auch bald zu den Ohren der Herrschaften. Bei dieser Kunde blieben die Fräulein nicht gleichgültig. Herr von Falkenhof besaß zwei der größten Rittergüter im Lande, und außer der Sucht, den Sonderling zu spielen, haftete kein Tadel an ihm. Man hielt es also sehr der Mühe werth, durch den sorgfältigsten Schmuck nach dem goldnen Apfel zu streben, den dieser neue Paris der Schönsten ertheilen wollte. Aber eben am Putztische, wo man dieses Glück durch mühsame, zeitversplitternde Künsteleien zu gewinnen glaubte, ward es versäumt: denn die geschwätzigen

Boten konnten Falkenhofs Entschluß, die zuerst Kommende zu wählen, nicht ausplaudern, weil er ihn niemanden entdeckt hatte.

6.

Der Heirathsantrag auf der Treppe.

Die Perle der eingeladenen weiblichen Jugend war Auguste von Lingen. Ihre Graziengestalt bedurfte keines Schmucks, und ihre anspruchlose Bescheidenheit verschmähte ihn. Ihr kastanienbraunes Haar ringelte sich von selbst in natürliche Locken, die ein leichter Strohhut, ohne sie zu zerstören, gegen Wind und Wetter beschützte. Mit diesem einfachen Kopfschmucke verband sie gewöhnlich nur ein weißes Kleid von feinem Nesseltuch, und damit glaubte sie auch bei dem gegenwärtigen Brautfeste auszukommen. Von keiner Mutter abhängig (denn die ihrige war schon gestorben), konnte sie frei über ihren Anzug schalten: sonst hätte mütterliches Dichten und Trachten, die Eroberung des reichen Bräutigams durch Waffen des Putzes zu bewerkstelligen, sie ohne Zweifel an diesem Tage länger an die Toilette gefesselt. Aber ihr Vater, ein alter,

deutscher Degenknopf, redete desto weniger darein, da er sich, wegen seiner äußerst beschränkten Umstände, auf einen hochbegüterten Tochtermann, wie Falkenhof, keine Rechnung machte.

Auguste war daher am Tage des Gastmahls sehr früh zur Abreise fertig. Ihr Vater brauchte zur Anlegung seiner bequemen Armee-Uniform (die er, als pensionirter Rittmeister, bei Feierlichkeiten trug) noch weniger Zeit, und überdieß war er da, wo es etwas zu schmausen gab, nicht gern der Letzte. Sie fuhren also zeitig ab; der Weg nach Eibenburg war nicht weit; die Pferde liefen, als triebe sie Hymen mit brennender Fackel; und so geschah es denn, daß die schöne Auguste unter allen Gästen zuerst in Falkenhofs Schlosse eintraf.

Er lauerte schon seit einer Stunde am Fenster, und flog mit jugendlichem Feuer die Treppe hinab, als er die wohlbekannte altväterische Halbkutsche des Rittmeisters erblickte. Sie war unter allen Equipagen, die er an diesem Tage bei sich erwartete, das armseligste Fuhrwerk; aber er hätte sie jetzt nicht um den goldnen Krönungswagen eines Königs oder Kaisers vertauscht. Auguste war längst unter allen Mädchen, die er kannte, sein Idol. Er hätte sie ohne Umschweife zur Gattin

gewählt, wenn ein so gerader Weg zum Ziele für einen Sonderling schicklich gewesen wäre. Drum war er seinem Brautwerber, dem Zufall, recht sehr dafür verbunden, daß er ihn so verständig und erwünscht bedient hatte.

Schon im Fluge zum Wagen ließ er seine Freude laut erschallen. „Willkommen, alter Kriegsmann!“ rief er: „Du machst mich ewig glücklich, daß du so zeitig aufbrachst! Ich möchte dich auf der Stelle dafür zum Feldmarschall erheben!“ — Hiermit schlug er die lederne Schürze der Halbkutsche rasch zurück, hob Augusten heraus, führte sie die Treppe hinauf, erklärte ihr wandelndes Fußes seine Liebe, that ihr Schlag auf Schlag einen Heirathsantrag, und war mit dem allen auf der letzten Stufe fertig. Bestürzt konnte Auguste nicht antworten. Sie schwankte, wie träumend, in das vor ihr geöffnete Zimmer, und sah sich ängstlich nach ihrem Vater um, der gemächlich die Treppe herauf stieg. „Komm, Schwiegerpapa!“ rief Falkenhof: „Komm geschwind, und gib uns deinen Segen!“ — Der Rittmeister machte große Augen; Falkenhof schob ihn zu der Tochter ins Zimmer, und verschwand mit den Worten: er werde nach fünf Minuten wieder kommen, und sich seine Sentenz abholen.

Auguste erklärte ihrem staunenden Vater das Räthsel. Er rieth wohlmeinend, den Antrag nicht abzuweisen. Ihr Herz war noch frei; des Vaters Rath und Wünsche galten ihr wie Gesetze, und Falkenhofs Person hatte für sie nichts Abschreckendes. So erhielt er denn, als er nach verflossener Bedenkzeit erschien, ohne Umstände das Jawort. Er war hochvergnügt, bat aber vor der Hand um Geheimhaltung, weil er bei der Tafel die Gesellschaft mit dieser Neuigkeit überraschen wolle.

7.
Die Masken.

Nun kam ein Wagen nach dem andern in den Hof gerollt. Blühende und verblühte Schönen hüpften heraus, und jede war nach ihrer Weise geschäftig, den Sieg zu erhalten, und sich zur Heldin des Tages zu erheben. Manche schwärmten ausgelassen fröhlich, um dem Ehekandidaten eine recht heitere und wohlgelaunte Lebensgefährtin anzubieten; Andere versuchten durch zärtliche Feuerblicke sein Herz in Brand zu stecken; eine dritte Klasse schlug zimpernd die Augen nieder, weil sie glaubte, daß Falkenhof ein empfindsames, lammfrom-

mes Weibchen jedem andern vorziehen würde. Kurz, es war lustig, die verschiedenen Charaktermasken in Bewegung zu sehen. Falkenhof merkte, daß man ihm in die Karte geschielt hatte; aber, anstatt sie sogleich offen aufzulegen, war er grausam genug, durch Artigkeiten und Schmeicheleien bald dieser bald jener Dame zum Gewinn des großen Spiels Hoffnung zu machen. Sie, die es schon gewonnen hatte, saß indessen ganz unbeachtet, und selbst Falkenhof gab sich das Ansehen, sie kaum zu bemerken.

So standen die Sachen, bis sich das Gastmahl zum Ende neigte, und der Nachtisch aufgetragen war. Jetzt ergriff Falkenhof sein Glas, uud brachte mit lauter Stimme den Trinkspruch aus: „Meine Braut, Auguste von Lingen, soll leben!" — Da war's nicht anders, als hätte der Donner mitten auf der Tafel eingeschlagen. Alle Gesichter, die gemalten ausgenommen, erblaßten und sahen den arglistigen Schadenfroh, wie Marmorbilder, an. Er hielt lächelnd sein Glas empor und erwartete, daß man mit ihm anstoßen sollte. Aber nur der Rittmeister fand sich freiwillig dazu ein. Die übrigen mußten nochmals aufgefordert werden. Aus Scham rückten sie endlich mit ihren Gläsern langsam heran. Ein paar ältliche Fräulein, die ihren letzten

Hoffnungsanker in Falkenhofs Herz ausgeworfen hatten, zitterten so stark, daß sie unter Weges einen Theil ihres Weines vergoßen. Die Gläser küßten sich matt und erklangen dumpf wie Trauergeläut; die Lippen berührten den Wein nur oberflächlich, als wär' er vergiftet, und die Stelle der Glückwünsche vertrat ein leises, unverständliches Gemurmel. Scherz und Freude waren unwiederbringlich verschwunden; die Larven fielen; man sah fast auf allen Gesichtern Verdruß und Zorn ohne Hülle, und ehe noch dem Nachtisch sein volles Recht wiederfahren war, rückten einige mißvergnügte Fräulein, die sich durch Augenwinke dazu beredet hatten, mit den Stühlen, und gaben so das Zeichen zum Aufbruch. Vergebens bat der Wirth, es sich noch länger in seinem Hause gefallen zu lassen. Die Mißvergnügten blickten auf ihre Taschenuhren und versicherten einmüthig, es sey die höchste Zeit zur Heimreise. Die Wagen wurden eilig bespannt, kalte Komplimente gewechselt, und schnell sah sich Falkenhof mit seiner Braut und ihrem Vater allein.

8.

Fürst und Bauer.

Auguste, die einige Wochen nachher ihr Vermählungsfest feierte, war eine so weiche, biegsame Seele, wie es die Gattin des Sonderlings seyn mußte, wenn eine gute Ehe daraus entstehen sollte. Das fromme Weibchen fügte sich ohne Widerspruch in den wunderlichen Geist; sie lebten daher äußerst zufrieden mit einander. Es zeigte sich bald Hoffnung zu einem Erben, und hiermit öffnete sich dem fröhlichen Vater ein neues Feld, seine Steckenpferde zu tummeln. Er las eine ganze Bibliothek von Erziehungsschriften; doch keineswegs in der Absicht, um zu lernen, wie er den Knaben, dem er entgegen sah, zu behandeln habe: im Gegentheil machte er sich mit den Lehren der Pädagogen blos darum bekannt, damit er von dem Wege, den sie vorzeichneten, desto weiter abweichen könne; und am Ende dieser unmäßigen Leserei beschloß er, seinen künftigen Sohn, ohne alle Erziehung, wie einen Baum im Walde aufwachsen zu lassen.

Doch bald ward er andern Sinnes. Er bedachte, daß sein Vorsatz kein origineller Gedanke sey, sondern daß er damit nur vielen andern Eltern, die ihre Kin=

der in die wohlfeile Schule der Natur schicken, nachhinken würde. Geschwind sprang er nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und entwarf Plane zu einer üppigen Prinzenerziehung, weil ihm sein beträchtliches Vermögen hinreichende Mittel dazu bot, und er überzeugt war, daß es kein anderer Edelmann in diesem Punkte mit ihm aushalten könne. Bisweilen schielte er aber noch mit Wohlgefallen nach seinem ersten Einfall zurück, und so unentschlossen blieb er, bis die Zwillinge erschienen, und er nun plötzlich auf den Gedanken fiel, beide Extreme zu verwirklichen.

Der Streit, in den er darüber mit seinem Hausarzt gerieth, ward in der Wochenstube fortgesetzt. Wigmund warnte besonders vor dem verderblichen Luxus, mit welchem einer der beiden Neugebornen erzogen werden sollte. „Verzärtelung," sprach er, „ist nicht viel besser als Kindermord: denn die Reise durchs Leben wird mit jedem Tage schwerer und theurer; man hat mehr als jemals Muth, Kraft und Genügsamkeit dazu nöthig; und sogar für geborne Prinzen ist Unersättlichkeit in Bedürfnissen jetzt eine gefährliche Sache. — Durch ihr Gold können sie zwar gewöhnlich ihre eigensinnigsten Wünsche befriedigen, und werden auf dienenden Händen durch die Welt getragen, damit ihr Fuß an

keinen Stein stoße: aber wer bürgt dafür, daß nicht einst auch in ihren hohen Regionen eine rauhe, stürmische Zeit hereinbricht, und die Götter dieser Welt fühlen läßt, daß sie Menschen sind? — Wenn also — das wollt' ich eigentlich sagen — wenn selbst Fürsten ihre Kinder gegen mögliche Widerwärtigkeiten durch Erziehung stählen sollten: um so mehr ist dieß die Pflicht anderer Eltern, die es offenbar voraus sehen, daß mancher Weltsturm ihre Söhne anfallen wird. — Auch als Arzt muß ich körperliche Abhärtung, als den besten Harnisch gegen viele Krankheiten, dringend empfehlen." —

„Gut, gut, lieber Doktor!" sagte Falkenhof. „Sie predigen sich ganz aus dem Athem, und es wird sich doch mit der Zeit alles von selbst finden. Jetzt will ich über die Knaben das Loos werfen."

Er nahm zwei Zettel, schrieb auf den einen: Fürst, auf den andern: Bauer, rollte sie zusammen und mischte sie in der hohlen Hand. Dann ließ er die Knaben, etwas entfernt von einander, auf einen Tisch legen, warf in den Zwischenraum die Zettel und erklärte dabei, daß jeder derselben das Schicksal des Kindes, dem er am nächsten falle, entscheiden solle. Der Doktor schüttelte bei dieser Ceremonie finster den Kopf,

und fragte hinter Falkenhofs Rücken die Wöchnerin leise, was sie dazu sage. Sie faltete mit Ergebung die Hände, blickte gen Himmel und seufzte. Das war ihre einzige Antwort.

9.

Hermanns erste Reise.

Indessen hatte Falkenhof die Loose geöffnet, und das mit dem Worte Bauer bezeichnete Blättchen an der Seite des erstgebornen Knaben gefunden. „Kommen Sie her, Doktor!" rief er: „Was halten Sie von diesem Jungen? Ist seine Natur stärker oder schwächer, als die seines Bruders?"

„Diese Frage kommt etwas zu früh!" versetzte der Doktor. „Können Sie wohl über zwei Hälmchen, die eben erst aus der Erde gesproßt sind, mit Gewißheit entscheiden, welches davon am höchsten aufwachsen und die meiste Frucht tragen werde? — So ist es auch hier! Ihre Frage läßt sich erst nach mehrern Monaten mit einiger Gründlichkeit beantworten. Gnügt Ihnen aber jetzt ein unsichres Urtheil, so halte ich, dem äußern Ansehen nach, allerdings dafür, daß der Erst=

geborne seinen Bruder einst an körperlicher Kraft übertreffen werde.“ —

„Das ist mir sehr lieb;“ antwortete Falkenhof: „er wird sie brauchen! Denn ihn traf das Loos, aller Bequemlichkeiten des Lebens, die sein Bruder im Vaterhause genießen wird, außerhalb desselben beraubt zu seyn. Erst nach dreißig Jahren — an meinem siebzigsten Geburtstage — will ich ihn, wenn er sich indessen wacker gehalten hat, in meine Arme schließen und ihm sagen: Du bist mein Sohn!“ —

„Wissen Sie gewiß, daß Sie so lange leben?“ fragte Wigmund in einem kalten, verdrießlichen, fast höhnischen Tone.

„Das denk' ich!“ sagte Falkenhof. „Und ich verlasse mich in diesem Stücke ganz auf Sie!“

„Es soll mir lieb seyn, wenn ich so lange mit Ihnen um die Wette lebe;“ versetzte der Arzt. „Und in diesem Falle werde ich mein Bestes thun, Sie bis zu dem wichtigen Tage, an welchem Sie diesem armen Wesen eine dreißigjährige Härte vergüten wollen, gesund zu erhalten.“ —

„Sie behandeln aber auch die Sache verdammt tragisch!“ sagte Falkenhof. „Es ist ja nicht meine Absicht, das Kind auf die Heerstraße zu setzen und hülf-

los liegen zu lassen. Nein, ich will es bei einem Pfarrer oder Schulmeister unterbringen und Kostgeld bezahlen, bis der Pursch sein Brod selbst verdienen kann. Der Pflegevater muß aber durchaus ein Mann seyn, der ein Geheimniß zu bewahren versteht. Ist Ihnen vielleicht ein solcher bekannt?" —

Wigmund hatte schon seinen Universitätsfreund, den Pfarrer Brok, im Sinne, und schlug ihn mit der Empfehlung vor, daß er ein braver und gelehrter Mann, und nichts weniger als waschhaft sey.

„Das ist schön!" sagte Falkenhof. „Nur seine Gelehrsamkeit kann ich nicht brauchen. Mein Sohn soll zur Nothdurft lesen und schreiben lernen, und damit genug!"

„Das hängt von Ihren Befehlen ab!" antwortete der Arzt. Er war des Streitens müde, und wußte doch, daß sein Freund den Knaben nicht werde verwildern lassen.

Nun kamen die Taufnamen, die den Zwillingen beigelegt werden sollten, zur Sprache. Den ältern wollte der Vater Hans Caspar benennen. Die Mutter wagte mit leiser Stimme den Einwand: diese Namen klängen doch allzu herbe, und brachte, vom Arzt unterstützt, den altdeutschen Namen Hermann in Vorschlag. Herr

von Falkenhof, der von seiner Gemahlin keines Widerspruchs gewohnt war, stutzte und murrte darüber, gab aber nach und machte sich blos die Bedingung, daß ihm bei der Benamung des zweiten Täuflings keine Kritteleien gemacht würden. „Dieser soll Aemil, Florentin, Magnus, Leopold, Alexis, Eduard heißen!" sprach er, und die Wöchnerin lächelte beifällig. Der Arzt verzog spöttisch den Mund, ohne jedoch diesen Ueberfluß prächtiger Namen weiter anzufechten.

Die Wahl der Taufpathen veranlaßte einen neuen Streit. Die Mutter schlug ihre nächsten Verwandten und andere Edelleute vor; der Vater hingegen bestand darauf, das ganze Dorf, in dessen Mitte das Schloß Eibenburg lag, zu Gevatter zu bitten, und alle Feierlichkeiten, unter dem Schein einer Nothtaufe, zu vermeiden. Er wünschte, daß man nach kurzer Zeit den kleinen Hermann für todt halte; daher schien ihm eine Nothtaufe die beste Vorbereitung auf das Gerücht, das er ausstreuen wollte. Mit schwerem Herzen willigte die Wöchnerin ein, und die Taufe ging nach einigen Stunden vor sich. Die Abgeordneten des Dorfs waren mit dieser Gevatterschaft ungemein zufrieden; denn statt des Aufwands, der sonst mit einer Pathenstelle verbunden ist, wurden sie reichlich beschenkt, und für sich und

ihre Nachbarn mit verschiedenen kleinen Freiheiten begabt, um die das Dorf bisher vergebens angesucht hatte.

Jetzt stand dem mütterlichen Herzen der schwerste Kampf bevor. Es sollte und mußte sich von dem Erstgebornen trennen, weil ihn der seltsame Vater schon an demselben Tage aus dem Hause verwies. Wigmund hatte sich etwas zu voreilig verlauten lassen, daß er in einem fernen Dorfe eine junge, gesunde Bäuerin kenne, die eben ein neugebornes Kind durch den Tod verloren habe, und sich werde bereit finden lassen, ein fremdes zu säugen. Diese Nachricht war dem Herrn von Falkenhof sehr willkommen, und dringend erbat er sich vom Doktor die Gefälligkeit, den kleinen Hermann sofort, als ein Kind der Liebe, dessen Aeltern unbekannt bleiben wollten, jener Bäuerin zu übergeben. Es half keine Gegenvorstellung, keine Ausrede; der Arzt mußte sich in der Abenddämmerung, mit dem Wickelkinde auf dem Schooße, zu Wagen setzen, und der Vater lenkte selbst die Pferde vom Bock herab, um seinen Kutscher nicht zum Mitvertrauten des Geheimnisses zu machen. Den Schloßbewohnern und andern Leuten, die sich über des Kindes plötzliche Deportation wunderten, ward gesagt: die zarte Leibesbeschaffenheit

der Wöchnerin gestatte ihr nicht, beide Knaben zu säugen: es werde deßhalb der, den man bei Nacht und Nebel fortschaffte, zu einer auswärtigen Freundin in Pension gebracht.

Die Bäuerin nahm den Zögling an, und behandelte ihn nicht besser und nicht schlechter, als den Sohn eines Landmanns. Wigmund holte ihn, als er beinahe ein Jahr alt war, wieder von ihr ab, und übergab ihn dem Pfarrer Brok, den damals sein Weg bei dem Wohnorte der Amme nahe vorbei führte. Indessen aber hatte Falkenhof schon seinen Freunden und Bekannten den vorgeblichen Tod seines ältern Zwillingssöhnleins gemeldet, und Beileidsbezeugungen angenommen.

10.
Florentin.

Mit dem Prinzen von Eibenburg (unter dessen sechs Taufnamen Florentin die Ehre hatte, zum gewöhnlichen Rufnamen erkoren zu werden) ging man indessen so behutsam und säuberlich um, als ob er das Goldblättchen der Wahrheit wäre, das man, wie ein Sprüchwort sagt, auf Baumwolle legen muß. Es

geschah alles, was sich nur erfinden ließ, ihm sein junges Leben anmuthig zu machen, und die geringste Unannehmlichkeit von ihm zu entfernen. Mit großen Kosten verschrieb der Vater eine sehr künstliche schwebende Wiege, und bei derselben ward eine eigene Fliegenjägerin angestellt, die den ganzen langen Tag keine andere Beschäftigung hatte, als den vornehmen Schläfer vor jenem lästigen Geflügel zu schützen. Das Schloß war zum Glück mit keinem von Fröschen bewohnten Graben umgeben; sonst hätten wahrscheinlich die Eibenburger Bauern (wie vormals, als Frohndienst, in Frankreich geschah) das Wasser bei Tag und Nacht mit Ruthen peitschen müssen, um die quakenden Sumpfbürger abzuschrecken, ihr ewiges, ruhestörendes Wreckekeks-Koax hören zu lassen. Eine treffliche Beschwichtigungsart, die nur leider! in der Literaturwelt unwirksam ist; denn da stimmt mancher eintönige Frosch sein altes Lied immer wieder von neuem an, ungeachtet ihm von Zeit zu Zeit mit der kritischen Ruthe derb genug auf den Kopf getippt wird. — Das Beste bei diesem Uebel ist, daß man bei solchem alltäglichen Singsang recht sanft einschlafen kann, dahingegen der wirklichen Frösche Concert im Schlummer stört. — Doch das im Vorbeigehen!

Herr von Falkenhof hielt sich, weil er sonst eben nichts zu thun hatte, den größten Theil des Tages in der Kinderstube auf, hätschelte seinen Florentin, und wachte strenge darüber, daß er auch von allen Personen, die zu seiner Wartung und Bedienung angewiesen waren, gehätschelt werden mußte. Wer sich auf irgend eine Art an dem kleinen Abgott versündigte, ward mit unerbittlicher Härte dafür bestraft. Hiervon wollen wir nur folgendes Beispiel anführen, das dem Leser für mehrere ähnliche Fälle, die wir mit Stillschweigen übergehen, zum Maßstabe dienen kann.

Florentin, der von Anbeginn die Sprache der Wiegenkinder, das Weinen und Schreien, oft zu vernehmen gab, ließ einst sein Silberstimmchen ganz besonders laut erschallen. Der Vater eilte zu ihm hin, und entdeckte sogleich am Lager seines Lieblings eine Unordnung, die ihn in Bestürzung und Zorn setzte. „Donner und Wetter!“ fuhr er die Wärterin an: „Mein armer Florentin muß wohl weinen und klagen! Sein Bettlaken ist voll Falten, die ihn schmerzlich drücken.“ — Die Wärterin antwortete: das Tuch habe nicht mehr Falten, als man in jedem andern Bette finde, und es sey überdieß so überfein und zart, daß es auf keine Weise einen empfindlichen Druck verursachen könne.

Indem sie das sagte, strich sie mit rascher Hand das Tuch glatt, und berührte dabei unglücklicher Weise etwas unsanft den jungen Herrn, der diese Beleidigung sehr übel nahm, und ärger schrie als vorher. Herr von Falkenhof gerieth außer sich, beschuldigte die ehrliche Frau, das liebe Kind geschlagen zu haben, und jagte sie auf der Stelle aus dem Hause.

11.

Die Todesstrafe.

Florentin begriff bald, daß man auf seine kleine Person einen großen Werth setzte, und er versäumte nicht, von dieser Bemerkung fleißig Nutzen zu ziehen, und den Zwingherrn zu spielen. Streckte er, ehe er sich noch durch Worte verständlich machen konnte, nach irgend einer Sache, die ihm in die Augen stach, die Hand aus, und es ward ihm nicht mit der größten Behendigkeit gewillfahrt, so that er einen grimmigen Schrei, und strampelte, wie ein Besessener, mit Händen und Füßen. Das machte seinen Aeltern und seinem ganzen Hofstaat schnelle Beine. Sie stürzten fort, holten das Verlangte, es mochte so kostbar und zer-

brechlich seyn als es wollte, übergaben es ihm, und besänftigten mit Bitten und Schmeicheleien seinen Zorn. So herrschte und gebot er, ohne gehorchen zu lernen, was doch billig jenem vorangehen sollte.

Es konnte nicht fehlen, ihn auf diesem Wege zu einem eigensinnigen Egoisten zu bilden und sein Gemüth zu verhärten. Er war gegen Menschen und Thiere, die ihn beleidiget hatten, unversöhnlich. Das bewies er unter andern, als er etwa sieben Jahre alt war, an einem Hunde. Es war ein frommes Thier, das ihm zum Marterholze diente. Die einfältigen Aeltern (die in diesem Punkte viel ihres Gleichen haben) lachten darüber, und lobten laut und öffentlich den Henkerwitz des bösen Buben, der für das unglückliche Geschöpf, das man seinen Launen Preis gab, immer neue Qualen ersann. Doch ein getretener Wurm krümmt sich, und der Hund schnappte zuletzt auch nach der Hand, die ihn einst allzu lange an den Ohren herum schleifte. Unverwundet, aber höchst aufgebracht, lief Florentin zu seinem Vater, verklagte mit einem Zetergeschrei den Verbrecher, und forderte zur Genugthuung, daß er sogleich erschossen werden sollte. Der bestürzte Vater legte für den Hund, der auf der Jagd sehr brauchbar war, eine Fürbitte ein, und that den Vorschlag, die

ihm zuerkannte Todesstrafe, so sehr er sie auch verdient habe, in eine tüchtige Tracht Prügel zu verwandeln. Florentin wollte von keiner Milderung hören. Das machte dem Alten viel Unruhe; doch, nach einigem Besinnen, faßte er den heroischen Entschluß, das ihm zustehende Recht über Leben und Tod seiner Hunde geltend zu machen, und den Missethäter zu begnadigen. Florentin stampfte bei dieser Erklärung mit dem Fuße, setzte sich in einen Winkel, und schmollte. Vergebens bot der Vater für einen freundlichen Blick alle Schätze seines Schlosses. Der zürnende Sohn kehrte ihm hartnäckig den Rücken, wehrte seine Liebkosungen von sich ab, und gab murrend zu verstehen, er möge nichts von einem Vater wissen, der einen beißigen Hund lieber habe, als seinen leiblichen Sohn. Was war bei diesen Umständen zu thun? Der alte Schwachkopf bequemte sich, das Todesurtheil zu bestätigen, und die Exekution im Schloßgarten anzuordnen.

Er that es in der gewissen Zuversicht, daß Florentin, der bei den Anstalten zugegen war, noch zu rechter Zeit Pardon rufen werde. Aber weit gefehlt! Er sah mit stiller Freude den Jäger laden, zielen und den Hund stürzen. „So wollt' ichs haben!“ sprach er, und küßte versöhnt dem Vater die Hand. Dieser be=

gnügte sich, ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen, und ihn ein Trotzköpfchen zu nennen. Damit war die Sache abgethan.

12.

Die alte Französin.

Ehe noch Florentin deutsch lallen konnte, war schon eine französische Gouvernante bereit, um seine ersten Sprachlaute gleichsam aufzufangen, und nach Frankreich zu entführen. Mademoiselle Grillon sollte, nach einer alten Sage, vor Zeiten schön gewesen seyn, und in ihrem Vaterlande viele Verehrer gehabt haben; jetzt war sie häßlich, wie die Nacht, und es liebte sie niemand, weil sie in ihrem ganzen Thun und Wesen eine sehr unangenehme Person war. Von ihren vormaligen Anbetern nicht bereichert, oder durch Verschwendung in Armuth versunken, und zu bettelstolz, sich durch Arbeiten zu nähren, hatte sie den Ruf nach Deutschland angenommen. Sie fand zwar alles, was deutsch war, entsetzlich abgeschmackt und ungeschickt; doch mit dem deutschen Brode machte sie, in Ermangelung des französischen, eine Ausnahme, und ließ es sich wohl schmecken.

Dessen ungeachtet mäkelte sie bei jeder Mahlzeit die Speisen, und hielt Lobreden auf die französische Kochkunst, die, nach ihrer Behauptung, einzig und allein fähig seyn sollte, einen feinen Gaumen zu befriedigen. Man hätte der leckern Demoiselle antworten sollen: sie möchte je eher je lieber nach Frankreich zurück reisen, und sich dort nach ihrem Hochgeschmack bewirthen lassen; allein man hatte für die französische Dame so viel deutschen Respekt, daß man sich nie unterstand, sie mit einem muthigen Worte zur Ruhe zu weisen. Im Gegentheil wurden ihre verschwenderischen Küchenrecepte, die sie fleißig vorschrieb, gehorsamst befolgt, ob sich gleich der Tafelaufwand im Schlosse Eibenburg dadurch ansehnlich vermehrte.

Mademoiselle Grillon war aber ihrem Munde eine harte Stiefmutter, wenn sie ihn aus eigener Börse zu beköstigen hatte. Das geschah dann und wann in der Hauptstadt, wo sich Herr von Falkenhof bisweilen Monate lang aufhielt, und von da aus mit seiner Familie kleine Landreisen machte, bei welchen er die Gouvernante entbehrlich fand. Sie blieb indessen in der Stadt zurück, und erhielt so reichliches Kostgeld, daß sie sich von einem der französischen Köche, die dort öffentlichen Gasthäusern vorstanden, speisen lassen konnte. Aber

die Preise der Herren Landsleute waren ihr zu theuer. Sie wählte die wohlfeilste deutsche Garküche, und fastete mitunter ganz, um die ihr ausgezahlten Tischgelder zu schonen. Eine löbliche Sparsamkeit, die man auch in den neuesten Zeiten bei vielen ihrer Landsleute in ähnlichen Fällen bemerkt haben will. —

Da Mademoiselle Grillon geraume Jahre vor der Revolution ihr Vaterland verließ, und die französischen Bauern also noch damals die Froschlachen peitschen und alle andere willkührliche Sklavendienste verrichten mußten: so wunderte sie sich nicht wenig, daß man in Deutschland mit dieser **Coquinaille**, wie sie zu sagen pflegte, etwas besser umging. Sie konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, die Bauern als wahre, wirkliche Menschen zu betrachten. Begegnete ihr, bei Spaziergängen mit ihrem unartigen Eleven, ein Landmann, so nahm sie, statt des schuldigen Danks für seinen Gruß, eine Prise Schnupftabak, und klagte mit verzogenem Gesicht, daß ihr die Atmosphäre solcher Halunken Vapeurs verursache. Auch Florentin hielt sein Näschen zu und öffnete dagegen sehr aufmerksam die Ohren, wenn sie ihn von der Würde seines Standes unterrichtete und ihn belehrte, daß der Bauer durchaus blos für den Edelmann geschaffen sey, und sich für

ihn todt arbeiten müsse, ohne auf den geringsten Dank Anspruch zu haben. Diese goldnen Worte bewahrte Florentin lebenslang, wie einen Schatz der Weisheit, in seinem Herzen.

Ueberhaupt säete die alte, grämliche Aja viel Unkraut in sein Gemüth, und erzog ihn besonders durch ihr Beispiel zu einem ewig unzufriedenen Murrkopf. Sie tadelte alles, was um sie her vorging. Weder Gott noch Menschen konnten ihr etwas recht machen. Das Wetter war ihr bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu naß, bald zu trocken; und kein Bedienter war geschickt genug, ihr mit dem ehrerbietigen Anstand, den sie forderte, einen Teller zu reichen. Der Stoff zum Schelten und Klagen ging ihr also nie aus. Florentin, der immer um sie war und alle ihre Untugenden nachahmte, gab mithin das seltsame und widrige Schauspiel eines Hypochondristen, der noch bisweilen auf den Armen getragen wurde.

13.

Magister Kürbis.

Von den vielen Hofmeistern, die in spätern Jahren für den Junker angenommen, und immer bald, weil

sie ihn nicht zart genug behandelt haben sollten, wieder verabschiedet wurden, ließe sich ein langes Kapitel schreiben; wir wollen uns aber dabei nicht aufhalten. Florentin nahm jeden ernstlichen Versuch, ihn von Unarten zu entwöhnen, als Beleidigung auf. Drum waren ihm alle seine Erzieher, die ihre Schuldigkeit thaten, in den Tod verhaßt, und er machte sich so bald als möglich wieder von ihnen frei. Das ward ihm auch eben nicht schwer. Er besaß eine große Fertigkeit im Lügen, und verwandte sie bei solchen Gelegenheiten zu Klagen über Mißhandlungen, die er von seinem Hofmeister erduldet haben wollte. Herr von Falkenhof nahm sofort mit auflodernder Hitze den Beschuldigten ins Verhör. Dieser längnete natürlich; doch das half ihm nichts. Florentin stellte sich mit eiserner Stirn ihm gegenüber, und sagte ihm alle erdichtete Klagepunkte frech ins Gesicht. Das war dem verblendeten Vater Beweises genug. Er schalt und tobte, warf eine Hand voll Dukaten auf den Tisch und befahl dem Verklagten, sich mit diesem Reisegelde ohne Verzug aus dem Hause zu entfernen. Auf diese schändliche Art erhielten mehr als zehn junge wackre Männer plötzlich ihre Entlassung, und das Schloß Eibenburg ward dadurch allen ehrliebenden Gelehrten, die sich dem

Erziehungsgeschäfte widmeten, ein Noli me tangere!
Nur Magister Kürbis, ein alter, fast verdorbener Kandidat der Gottesgelahrtheit, war am Ende noch beherzt genug, die Berufung zu diesem gefährlichen Posten nicht abzulehnen, und durch kriechende Unterwürfigkeit gelang es ihm, sich darin zu behaupten. Geduldiger, als der Hund, der seine Nothwehr mit dem Leben büßen mußte, ließ er sich, um die gute Brodstelle nicht wieder zu verlieren, von dem ungezogenen Junker verlachen und verspotten. Florentin brauchte ihn zur Zielscheibe des boshaftesten Muthwillens. Er mahlte ihm, wenn er schlief, einen Knebelbart, füllte seine Tabakspfeife mit Knallpulver, nagelte ihm die Perücke, wenn er sie gerade sehr nöthig und schnell brauchte, auf den Perückenstock, oder spickte sie mit Kletten, und verübte noch hundert andere Bubenstreiche, die keiner Erwähnung verdienen. Magister Kürbis lächelte zu allen diesen Thaten und rühmte sie sogar seinem gnädigen Patron als witzige Einfälle. Mitunter ward wohl auch, wenn es dem jungen Herrn beliebte, ein halbes Stündchen auf Lehren und Lernen verwandt; und so ging es fort, bis er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und nun Lust bekam, das einförmige Alltagsleben im väterlichen Hause mit den abwechselnden Vergnügungen

einer berühmten Universitätsstadt zu vertauschen. Die Universität selbst kam bei ihm nicht in Betrachtung; es war ihm blos um die lebhafte Stadt mit ihren Bällen, Schauspielen und Mädchen zu thun.

Er hatte sich indessen, von Seiten des Körpers, zu einem feinen Knaben ausgebildet. Sein Wuchs war zierlich schlank und seine Gesichtsbildung verkündigte mehr Geist, als er wirklich besaß. Er wäre in der That ein vollkommen schöner und einnehmender Jüngling gewesen, hätten nicht grelle Züge von Uebermuth, Eigendünkel und Selbstgenügsamkeit auf die natürliche Anmuth seiner Physiognomie einen nachtheiligen Schatten geworfen. Das diene jedem von sich eingenommenen Zierbengel zur Lehre! Mancher süffisante Geck, den man (wie ein berühmter Schriftsteller sagt) nicht ansehen kann, ohne an Ohrfeigen zu denken, würde ein sehr liebenswürdiger Mensch seyn, wenn er sich bescheiden betrüge, und nicht Eigenliebe und Selbstsucht, ganz unverhüllt, auf seiner hochstrebenden Nase thronen ließe.

14.

Der Waschbär.

Mit einem ansehnlichen Gefolge, an dessen Spitze sich Magister Kürbis befand, zog Florentin auf die Universität. Seine Equipage und sein kleiner, mit einigen trefflichen Reitpferden besetzter Marstall machte bei den Musensöhnen nicht wenig Aufsehen, erweckte aber auch ihren Neid, und spornte sie zu mancherlei Versuchen, den zu demüthigen, der sich so glänzend über sie erhob. Es gelang ihnen auf verschiedene Art, ihn zu züchtigen und seinen Stolz zu kränken; doch bewirkten sie dadurch keine Grundheilung seines Uebermuths, der sich immer frecher aufbäumte, je mehr sie ihn niederzuschlagen suchten.

Dieses Niederschlagen geschah bisweilen sogar im buchstäblichen Wortverstande. Unter andern ereignete sich ein solcher Auftritt in einem Gasthause, wo Florentin, nebst mehrern andern wohlhabenden Studenten, zu speisen pflegte, und sich durch Hoffart, Vorwitzigkeit und unverschämte Anmaßungen so lange verhaßt machte, bis endlich folgender Vorfall seinen beleidigten Tischgenossen Gelegenheit gab, ihr Müthchen an ihm zu kühlen.

Ein ziemlich betagter Doktor der Rechte, der öffentliche Vorlesungen hielt, nahm auch in jenem Speisehause seine täglichen Mahlzeiten ein. Etwas rauh und ungehobelt ließ er sich manchen Verstoß wider die feine Lebensart zu Schulden kommen; doch man verzieh es ihm gern und behandelte ihn, wegen seines Alters und seiner nicht gemeinen Gelehrsamkeit, mit Achtung. Nur Falkenhof führte sich unartig gegen ihn auf, und spottete frech über ihn und seine Eigenheiten.

Unter diese gehörte, daß er in einem weiten Umkreise seines Platzes nicht das kleinste Brodkrümchen auf der Tafel leiden konnte. So bald er sich gesetzt hatte, reinigte er sein Gebiet, indem er einige Minuten lang rechts und links mit beiden Händen, die unnatürlich groß und breit waren, das Tischtuch glatt strich. Wegen dieser Verrichtung, die er niemals unterließ, gab ihm Florentin den Spitznamen: Waschbär, weil ein gewisser amerikanischer Bär, den man so nennt (und mit welchem unser Junker in einer Schaubude Bekanntschaft gemacht hatte) auf ähnliche Art den Platz, wo er seine Speise verzehren will, mit den Vordertatzen säubert.

Florentin machte sich überdieß das kindisch-boshafte Vergnügen, die Gegend, wo sich der alte Herr gewöhn=

lich niederließ, vor seiner Ankunft mit Krümlein zu übersäen und ihm auf solche Art sein Reinigungsgeschäft zu erschweren. Ein Aufwärter, den der Doktor wegen dieser verhaßten Unordnung auf dem Tische mehrmals ausschalt, zeigte ihm endlich, um alle Schuld von sich abzuwälzen, unter vier Augen den Thäter an und verrieth ihm zugleich den erhaltenen Bärentitel. Der Doktor, vormals in seinen Studentenjahren ein muthiger Raufbold, überraschte des folgenden Tages (nach einer kurzen Vorrede: daß er sich, ein Bär gescholten, auch wie ein Bär benehmen wolle) den Herrn von Falkenhof bei der Tafel mit einigen unerwarteten Backenstreichen, und alle Anwesende lachten und klatschten ihm Beifall zu. Florentin fuhr grimmig auf, und seine Jugend hätte wahrscheinlich über des Gegners Alter einen entscheidenden Sieg erfochten; doch die sämmtliche Tischgesellschaft schlug sich zu des Letztern Partei und warf den unerträglichen Gast gemeinschaftlich zu eben der Thür hinaus, durch die schon sein feiger Mentor Kürbis, anstatt ihn zu vertheidigen, die schimpflichste Flucht ergriffen hatte.

Des Doktors Bundesgenossen erwarteten Herausforderungsbriefe; aber Florentin schonte Dinte und Blut, und ließ sich in jenem Gasthause nicht wieder sehen.

15.

Der Prachtsessel.

Ein anderes unangenehmes Abenteuer widerfuhr ihm in einem akademischen Hörsaale, den er gern besuchte, weil er zufällig in einer der Vorlesungen, die darin gehalten wurden, der einzige adelige Zuhörer war, und ihn deßhalb der Professor sehr auszeichnete. Er widmete nicht nur bei dem Anfange jeder Lehrstunde dem jungen *Domino generosissimo* eine besondere schmeichelhafte Anrede, sondern ließ auch aus seinem Prunkzimmer einen mit Seide überzogenen und vergoldeten Lehnsessel für den vornehmen Gast ins Auditorium tragen, und vorn an die Spitze der Schemel und Bänke, die den gemeinen Kunden angewiesen waren, hinstellen.

Dieses Thrones bediente sich Florentin meistens als einer Schaukel. Er beugte sich zurück, zwang den Stuhl auf den Hinterfüßen zu stehen, und wiegte sich so während der ganzen Vorlesung, mit einem Zahnstocher im Munde, in gedankenloser Behaglichkeit. Diesen Zeitvertreib gönnte man ihm gern; es verdroß aber die übrigen Studenten, die das Collegium mit ihm hörten, daß er sie beim Kommen und Gehen keiner Be-

grüßung werth hielt, sondern sich, mit dem Hut auf dem Kopfe, durch ihre Reihen, wie durch einen Pöbelhaufen, hindurch drängte, und sie auch sonst auf alle mögliche Art seine Verachtung empfinden ließ.

Daraus entstand eine Verschwörung, Rache an ihm zu nehmen; und dieser schon an sich unlöbliche Entschluß ward auf eine Weise ausgeführt, die mit kindischen Schulstreichen sehr nahe verwandt war. Der unschuldige Prachtsessel mußte dabei zum Opfer dienen. Einer der Studenten sägte ihm mit einem feinen Werkzeuge die Hinterbeine halb durch, und verband die Wunden so geschickt mit Wachs, daß sie nicht zu bemerken waren. Dieses Geschäft ging, von keinem Verräther belauscht, glücklich von Statten. Falkenhof, der so wenig, als der ihm sehr ergebene Famulus des Professors, die geringste Ahnung davon hatte, setzte sich sorglos auf den gefährlichen Platz. Der Stuhl trug ihn so lange, als er sich mit dem Anstande eines gesitteten Menschen darauf ruhig verhielt. Er fing aber, so bald der Professor den Katheder betreten hatte, sein gewöhnliches Schaukelspiel an, und plötzlich brach der Stuhl unter ihm zusammen. Der krachende Fall und der Verschworenen tobendes Gelächter verursachten einen ungeheuern Tumult.

Bestürzt eilte der Professor von seinem, wie durch ein Erdbeben, erschütterten Lehrstuhle herab, und half mit eigner Hand dem Gefallenen vom Boden auf. Sie untersuchten den verunglückten Sessel, und fanden sogleich die Spur der feindlichen Säge. Aber welche ruchlose Hand hatte sie geführt? Das war ein unauflösliches Räthsel. Der Professor hielt gegen den Unbekannten eine donnernde Strafrede, ließ die Trümmer des Stuhls beseitigen, einen andern von gleichem Werth und Glanz herbei schaffen, und sprach einen derben Fluch über Jeden aus, der sich an demselben vergreifen würde. So ward die Ruhe wieder hergestellt, und die Vorlesung hatte ihren Fortgang; doch Florentin traute dem neuen Stuhle noch so wenig, daß er es nicht wagte, ihn zu einer Wiege zu brauchen.

Als sich der Professor, nach abgelaufener Lehrstunde, hinweg begeben hatte, brach das bis dahin verhaltene Gelächter mit verdoppelter Macht aus. Florentin warf zornige Blicke um sich her. Sie fruchteten nichts. Er ließ Schimpfworte darauf folgen, und schnell erhoben sich hundert Hände, ihn dafür zu bestrafen; er machte sich aber geschwind aus dem Staube. Die Beleidigten hielten nun Rath und beschlossen, ihn

Mann für Mann mit Einladungen zu Zweikämpfen zu ängstigen.

Am folgenden Morgen glich seine Wohnung einer Postexpedition. Es kam Brief auf Brief, und in allen war von Degen oder Pistolen die Rede. Er fand nicht für gut, sich mit solchen Dingen zu bemengen, und gab sich daher selbst das consilium abeundi; das heißt: er verließ die Universität.

16.

Das Dintenfaß.

Herr von Falkenhof, der Vater, legte bei dieser Begebenheit seine Sonderlingsmaske auf die Seite, und betrug sich wie ein gewöhnlicher Mensch. Er empfing mit den zärtlichsten Umarmungen seinen unvermuthet ankommenden Sohn, und lobte höchlich die Klugheit, mit welcher er das Sprüchwort: Weit davon ist gut vor dem Schuß, in Anwendung gebracht hatte. Uebrigens fiel es dem Affenvater nicht ein, Florentins akademische, und von ihm selbst mit Ruhmredigkeit eingestandene Ungezogenheiten zu tadeln. Aber was Jener verbrochen hatte, mußte Magister Kürbis entgel-

ten. Er ward, wegen seiner feigen und treulosen Flucht bei der Schlägerei im Gasthause, sofort in Ungnaden entlassen.

Nach einer halbjährigen Ausruhe im väterlichen Hause begab sich Florentin, um seine so genannten Studien zu vollenden, auf eine andere hohe Schule, die mehr, als jene, im guten Rufe der Friedfertigkeit stand. Das gebrannte Kind fürchtete auch nun das Feuer der Zwietracht, und hütete sich, es irgendwo muthwillig anzufachen. Bei dieser löblichen Vorsicht verfloß ihm der Rest seiner Universitätsjahre ohne weitere Fehden. Er unterwarf sich jetzt dem gewöhnlichen Examen; und ob er gleich kaum das A B C der Rechtswissenschaft begriffen hatte, so bestand er doch herrlich, weil die Fülle seines Geldbeutels der Leere des Kopfes zu Hülfe kam.

Der unwissende Vater, der die angeblichen, mit einem Aufwande von mehr als fünfzehn tausend Thalern erkauften Kenntnisse seines Sohnes nicht beurtheilen konnte, hielt ihn für ein Licht der Welt, und hoffte noch an ihm einen Staatsminister zu erleben. Es war daher sein unmaßgeblicher Wunsch, daß der junge Gelehrte die Bahn der öffentlichen Geschäfte betreten möchte. Florentin nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an; denn er sehnte sich nach der Hauptstadt, um dort ganz

andere Geschäfte zu treiben, als sein Vater im Sinne hatte.

Er ward als Regierungsassessor angestellt, gefiel sich aber auf diesem Platze so wenig, als er andern gefiel. Die langweiligen Akten, aus welchen er Vorträge fertigen sollte, widerten ihn an, und er wußte nicht recht, was er damit anfangen sollte. Zum Glück wußte das ein geschickter Sekretär, der sich für ein gutes Honorar bereit finden ließ, die Relationen in geheim für ihn auszuarbeiten. Der Nothhelfer schrieb eine deutliche Hand; der Assessor konnte sie sehr gut lesen; die wohlgerathenen Vorträge gingen ihm daher im Collegio flink vom Munde, und er legte einige Mal viel Ehre damit ein.

Unglücklicher Weise unterbrach ihn aber einst der Präsident mit der Frage nach einem Umstande, der zur Sache gehörte. Florentin antwortete kühn: die Akten gäben keine Auskunft darüber; und hiermit las er geschwind weiter. Doch wie erschrak er, als er bald nachher plötzlich auf den Punkt stieß, den er, aus Unbekanntschaft mit dem Inhalt der Akten, verläugnet hatte! Die davon handelnde Periode war schon zur Hälfte heraus geschnattert; er konnte seine Worte nicht wieder zurück nehmen; mit schamrothen Wangen mußte

er fortfahren und enden. Der Präsident lächelte schweigend; aber nach der Sitzung erbat er sich unter vier Augen das Concept des Vortrags. Ungern rückte der Assessor damit hervor. Jener kannte beim ersten Blick die Handschrift des wahren Verfassers. Alle Ausreden waren vergebens; es setzte einen scharfen Verweis.

Aeußerst dadurch verstimmt, warf sich der Assessor des folgenden Tages in der Regierungs-Kanzlei auf seinen Stuhl. Der Aufwärter hatte eben den Tisch abgestäubt, und dabei zufälliger Weise die gewöhnlichen Plätze des Dintenfasses und der Streusandbüchse verwechselt. Das nicht bemerkend ergriff Florentin, um etwas zu schreiben, hastig die Feder, und stieß sie mit Gewalt in den Sand. Ein anderer hätte darüber keine Miene verzogen: er aber stampfte, wie ein Wahnsinniger, mit den Füßen, und warf schäumend und fluchend dem Aufwärter das volle Dintenfaß ins Gesicht.

Dieser, ein alter Ex-Soldat, hatte ziemlich Lust, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nur der Geist der Subordination, an deren Zaum und Gebiß er von Jugend auf gewöhnt war, fesselte seine Hand, doch nicht seine Zunge. „Rasen der Herr Assessor?" rief er aus: „Bin ich denn der Teufel und sind Sie Doktor Luther, daß Sie so mit mir umspringen?" —

Mit diesen Worten stürzte er mohrenschwarz fort ins Sessionszimmer, und klagte dem Präsidenten und den Räthen die erlittene Unbilde.

Herr von Falkenhof ward gerufen. Der Präsident that ihm Vorhaltung, und ließ in seine Strafpredigt verschiedene beißende Anspielungen auf die Geschichte des vorigen Tages einfließen. Das litt unser Assessor ein paar Minuten geduldig; doch plötzlich brach er in die kecken und unhöflichen Worte aus: er verbitte sich solche Hudelei; denn er sey kein Lohnarbeiter im Weinberge des Staats, sondern diene bloß *par honneur*. — „Das heißt auf deutsch: ehrenthalber;" entgegnete der kaltblütige Präsident: „Aber, mein Herr, ich finde nicht, das Sie sich Ehre machen, oder daß wir Ehre von Ihnen haben. — Wir sprechen über dieses Kapitel weiter mit einander. Indessen sind Sie entamtet!" —

Falkenhof forderte noch desselben Tages, um einer unwillkührlichen Verabschiedung zuvor zu kommen, seine Dimission, und erhielt sie.

17.

Die Sentenzen.

Auch wir wollen den Taugenichts jetzt auf einige Zeit von diesen Blättern entlassen, und uns zu seinem bessern Bruder wenden.

Vater Querkopf wollte, wie bekannt, daß sein den Mutterarmen entrissener Sohn wie ein Halbwilder aufwachsen, und allenfalls nur ein wenig lesen und schreiben lernen sollte. Mit dieser Verordnung übergab Doktor Wigmund das Knäblein dem Pfarrer; doch er hohnlächelte dabei, und stellte es seinem Freunde anheim, dem väterlichen Verhaltungsbefehle so weit entgegen zu handeln, als es zu Hermanns künftiger Wohlfahrt nothwendig sey. Ohne diese Erklärung hätte auch der edle und verständige Brok den Pflegling nicht angenommen. Es wäre mit seinem Gewissen unverträglich gewesen, zur planmäßigen Verwilderung eines Menschen die Hand zu bieten.

Er führte fleißig zwei Sentenzen im Munde, die er für Grundsäulen irdischer Glückseligkeit hielt. Eine war zum Theil aus dem Euripides, und lautete so: „Arbeit ist die Mutter des Ruhms und der

Zufriedenheit." — (Die letztern drei Worte waren ein eigenmächtiger Zusatz; denn der alte Grieche erwähnt dieser Tochter der Arbeit nicht, und leider lebt sie auch oft mit ihrem Bruder, dem Ruhme, in Zwiespalt). Die zweite Sentenz stammte vom Socrates her, und hieß: „Wer am wenigsten bedarf, ist den Göttern am nächsten." — Diese beiden Sinnsprüche waren immer und überall des Pfarrers Richtschnur im Denken und Handeln, und er ließ sie auch bei Hermanns Erziehung nicht aus den Augen. Er gewöhnte den Knaben, so bald er ihn unter seine Aufsicht bekam, an Entbehrungen aller Art, versagte ihm oft mit sanfter Strenge seine bescheidensten Wünsche, und nöthigte ihn bisweilen sogar, von dem kleinen Vorrath seiner Spielsachen irgend ein vorzüglich geliebtes Hauptstück an ein fremdes, armes Kind zu verschenken. Hermann sträubte sich freilich Anfangs ein wenig bei dergleichen herzangreifenden Zumuthungen; doch bald ertrug er sie mit Gelassenheit; und wenn in der Folge der Pfarrer Lust bezeigte, auf Kosten seines Pflegesohns freigebig zu seyn, so kam ihm dieser mit gutmüthiger Bereitwilligkeit zuvor, und bot seine ganze Habschaft zur Auswahl. Auf diese Weise ward die socratische Lehre ins junge Herz gepflanzt; und eben

so geschah auch mit der Zeit dem Denkspruch des Euripides ein Genüge. Hermann durfte von seinem vierten Jahre an nicht müßig gehen; er mußte immer Kopf oder Hand nützlich beschäftigen.

Doch man denke sich hierbei ihn nicht unter der Fuchtel eines mürrischen Schulmonarchen, der seine Unterthanen an den bestäubten Büchertisch fesselt, und jeden davon abgleitenden Blick mit Scheltworten und Schlägen bestraft. Brok lehrte gern, wie Aristoteles, wandelnd. Feld und Hain waren im Sommer seine gewöhnlichen Hörsäle, und er benutzte sie auch sogar an heitern Tagen des Winters. So lernte Hermann meistens unter freiem Himmel alles, was ein Knabe lernen muß, der einst als ein verständiger und brauchbarer Mann in der Welt auftreten soll. Wandelnde Federübungen waren nicht möglich, und wurden also natürlicher Weise in der Stube und vor dem Dintenfasse gehalten.

18.

Der reisende Schulmeister.

Hermann war acht oder neun Jahre alt, als seinen Vater plötzlich die Lust anwandelte, ihn zu sehen, und

sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob seiner Erziehungsvorschrift gebührende Folge geleistet werde. Er wollte, da ihn der Pfarrer nicht von Person kannte, bei dieser Untersuchung ein strenges Incognito beobachten, verschnappte sich aber gegen den Doktor Wigmund. Dieser machte dem Pfarrer sogleich durch ein warnendes Eilschreiben den drohenden Besuch bekannt, und legte eine Art von Steckbrief bei, worin er des Herrn von Falkenhof Person mit der größten Genauigkeit beschrieb. Brok war nun auf seiner Huth, und bereitete auch mit Klugheit seinen Zögling auf die angemeldete Erscheinung vor. Er ermahnte ihn bei einer schicklichen Gelegenheit, gegen unbekannte Personen vorsichtig zu seyn, und sich nicht zu weit mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. „Es streichen bisweilen," sprach er, „listige Gauner im Lande herum, die sich in die Häuser einschleichen, und plauderhafte Kinder ausforschen, um die Aeltern in Verdruß und Schaden zu bringen. Andere Fremdlinge haben zwar keine so gefährlichen Absichten; aber pedantisch erlauben sie sich, den Kindern abzufragen, was sie gelernt haben, und lachen sie aus, wenn die Antworten nicht klug und gelehrt genug ausfallen. Kurz, mein Sohn, es ist jederzeit besser, mehr zu wissen, als zu reden." —

Herr von Falkenhof war lange unschlüssig, unter welcher Verlarvung er sich ins Pfarrhaus begeben wollte. Die Maske eines reisenden Schulmeisters schien ihm endlich die beste, weil er in dieser Gestalt, so zu sagen, das Handwerk begrüßen, und einer freundlichen Aufnahme gewärtig seyn konnte.

Von einem vertrauten Diener begleitet und mit der nöthigen Rollentracht im Koffer, fuhr er bis in ein Dorf, das von Broks Pfarrei nur eine Stunde Weges entfernt lag. Hier, wo ihn niemand kannte, in der Nacht angekommen, hüllte er sich bei Anbruch des folgenden Tages in das mitgenommene schwarze Gewand, bedeckte sein Haupt mit einer runden Perücke und stapelte fort, ehe noch jemand im Wirthshause das Bett verlassen hatte.

Da er in Broks Wohndorf so früh einwanderte, glaubte er für gewiß, das Pfarrhaus, dessen rothes Ziegeldach sein Leitstern war, noch mit geschlossenen Fensterladen zu finden. Allein er irrte sich. Schneeweiße Vorhänge leuchteten schon überall durch spiegelhelle Scheiben, und alle Umgebungen des geistlichen Gebäudes waren so nett und reinlich, als hielte man sich auf vornehme Gäste gefaßt. Das gefiel ihm, und

er klopfte bescheidener an die Thür, als er bei einem unordentlich aussehenden Hause gethan hätte.

Die Pfarrerin öffnete ihm. Ihr guter Anstand und ihre zierliche Tracht, die den Schneeglanz der Fensterbekleidung noch übertraf, setzte ihn in eine so ehrerbietige Thätigkeit, daß er den Hut mit einem schnellen und heftigen Ruck abzog und die Perücke dadurch aus ihrem Gleichgewichte brachte. Die feingesittete Frau schien diesen Uebelstand nicht zu bemerken; er aber fühlte ihn mit Erröthen und fragte fast verzagt, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Pastor zu sprechen. „Sehr gern!“ sagte sie und führte ihn durch's Haus in den anstoßenden Garten, wo eben Brok und Hermann auf den Blumenfeldern beschäftiget waren.

Der Pfarrer, der ein scharfes Auge und den Steckbrief im Kopfe hatte, sah schon von fern den erwarteten Patron aus der Schulmeisterhülse hervorgucken, und lachte mit dem ernsthaftesten Gesichte in sich hinein, als ihn Jener, um sich noch unkenntlicher zu machen und ganz den Schulfuchs zu spielen, mit einigen mühsam vom Munde gehenden lateinischen Floskeln begrüßte. Brok fragte deutsch: was zu Diensten stehe. Der Pseudoschulmeister, dessen römischer Sprachschatz bereits erschöpft war, bediente sich nun auch der vaterländischen

Junge und gab vor: er komme weit her, und wolle weit hin, um eine Erbschaft zu heben; er habe, um der angenehmen Luftkühle zu genießen, einen starken Nachtmarsch gemacht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, hier ein Stündlein zu rasten.

Gastfreundlich führte ihn der Pfarrer ins Haus zurück und ließ ein Frühstück auftragen. Unvermerkt zog er indessen den Knaben bei Seite und flüsterte ihm zu: „Sieh, das ist ein solcher schulsteifer Pedant, wie ich dir neulich beschrieb. Gieb Achtung, er wird bald ein langes und breites Examen mit dir beginnen! Laß ihn aber anlaufen und antworte kurz: du verständest von seiner Weisheit kein Wort.“ —

Kurz darauf that auch wirklich der verkappte Vater einen lateinischen Ausfall auf seinen Sohn. „O, mein Herr, sprechen Sie deutsch mit mir!“ sagte der kleine Schlaukopf. „Ich weiß nicht, ob Sie Griechisch oder Hebräisch reden.“ —

Deutsch fragte nun der Ausforscher: was er lerne, was er gelernt habe, und was er einst für einen Stand zu wählen gedenke.

„Ein Landwirth will ich werden;“ versetzte Hermann. „Ich habe kein Sitzfleisch bei den Büchern.“ —

Der Examinator schüttelte mißbilligend die Perücke,

ungeachtet er mit den Antworten seines Sohnes vollkommen zufrieden war. Zur Strafe für sein arglistiges Einschleichen nahm ihn nun der Pfarrer ins Verhör und ängstete ihn mit Schulgelehrsamkeit, daß ihm der Schweiß ausbrach. Er war zuvor Willens gewesen, den ganzen Tag in der Pfarre zu verweilen und seinen alten schwarzen Rock, dessen er sich auf der Straße schämte, erst im kühlen Abenddunkel nach dem Dorfe zurückzutragen, wo sein Wagen stand; aber der Pfarrer setzte ihm so unbarmherzig zu, daß er noch vor dem Mittagessen Abschied nahm, und während der stärksten Sonnenglut unaufhaltsam wieder forteilte.

19.

Der Bildnißmahler.

Hermann war ein fähiger Kopf und lernte mit Lust; als aber seine Wißbegierde das Ziel der Nothwendigkeit erreicht hatte, hielt sie der Pfarrer allmählig in Schranken, oder lenkte sie vielmehr von geistigen Dingen auf körperliche Brodkünste, die einst den Jüngling, so lange sich sein Vater vor ihm verläugnete, in der Welt fortbringen konnten. Das beste Mittel zu die-

sem Zweck schien die Landwirthschaft, die Brok selbst aus dem Grunde verstand und auf seinem Pfarrgute mit Vortheil betrieb. Bei diesem Geschäfte ward Hermann bald ein geschickter und thätiger Gehülfe. Noch mehr Neigung aber zeigte der lebhafte Junge zur Jägerei. Er ging bei einem wackern Forstbedienten, der im Dorfe seinen Sitz hatte, fleißig aus und ein, durchzog mit ihm die Wälder, und ward so nach wenigen Jahren ein jagdgerechter Weidmann, der besonders den Bau und die Wartung des Holzes besser verstand, als hundert andere hohe und niedere Nimrode, die das Pürschen und Hetzen sehr mit Unrecht für das Hauptfach ihres Berufs halten. Ein uralter Irrthum, dessen nachtheilige Folgen wir jetzt fühlen, indem er ungleich mehr, als Fichtenraupen und Borkenkäfer, und Verschwendung auf Herden und in Oefen, an dem immer stärker einreißenden Holzmangel vieler Gegenden Schuld ist.

Zufällig fand Hermann auch in seinem neunzehnten Jahre Gelegenheit, ein Bildnißmahler zu werden. Ein französischer Priester, den der Revolutionssturm nach Deutschland verschlagen hatte, durchwanderte das Dorf, ward aber hinter demselben durch ein plötzliches Ungewitter zur Umkehr gezwungen und flüchtete sich unter das geistliche Dach. Der Pfarrer, der gegen Anders-

glaubende, wie billig, sehr duldsam war, nahm ihn liebreich auf und bot ihm, da das ungestüme Wetter bis zum späten Abend fortdauerte, ein Nachtlager an. Der Emigrant ließ sich diesen freundlichen Vorschlag dankbar gefallen, belebte die Abendmahlzeit mit der Erzählung seiner Schicksale und sagte am Ende: es sey jetzt sein größtes Glück, daß er nicht seine ganze Lebenszeit der Theologie ausschließlich gewidmet, sondern nebenher den Lernfleiß seiner Jugend noch auf manche andere Kenntnisse gerichtet habe, die ihm nun unter fremden Himmelsstrichen den Verlust seines Amtes ersetzen müßten. „Ich bin, zum Beispiel, ein leidlicher Porträtmahler!" fuhr er fort. „Diese Kunst läßt Keinen sinken, der sie mit Geschicklichkeit ausübt. Sie selbst ruht fest und sicher auf den zwei Säulen: Liebe und Eitelkeit. Jene wünscht, ein getreues Abbild geliebter Gesichtszüge zu besitzen; und diese, die sich selbst und über alles liebt, schont keinen Aufwand, um ihr werthes Ich, von der Schmeichelei des Pinsels verschönert, immer vor sich zu haben. Die Aufrichtigkeit des Spiegels thut solchen Schlingen kein Genüge, und besonders die Damen hassen ihn, so bald sie alt werden, eben so sehr, als sie in der Jugend ihn liebten." —

Nach diesem satyrischen Wespenstiche, den die Lese=

rinnen einem zur Ehelosigkeit gezwungenen Manne verzeihen werden, zeigte er einige kleine, von ihm verfertigte Bildnisse vor, deren Feinheit viel Lob verdiente.

Am folgenden Morgen, als er den Weg wieder unter die Füße nehmen wollte, machte ihm dieß ein anhaltender Landregen fast unmöglich, und der mitleidige Pfarrer nöthigte ihn, noch einige Tage in seinem Hause zu verweilen und bessere Witterung abzuwarten. „Ich bleibe mit Vergnügen;" sagte der Franzmann: „aber damit ich die Ihnen verursachenden Beschwerlichkeiten einiger Maßen vergüte, so erzeigen Sie mir die Ehre, sich von mir mahlen zu lassen."

Das geschah, und gelang so vortrefflich, daß Hermann über die sprechende Aehnlichkeit des Gemähldes ganz außer sich gerieth. Es war das erste Porträt, das er mit dem lebenden Originale vergleichen konnte, und machte daher einen so starken Eindruck auf ihn. Er drang in den Künstler, ihn mit den Anfangsgründen der Bildnißmahlerei bekannt zu machen. Der gefällige Fremdling erfüllte seinen Wunsch, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler, von ungewöhnlicher Anlage und Emsigkeit. Er verschob, den Bitten der gastfreundlichen Familie nachgebend, seine Abreise von einem Tage zum andern. Ein Nachtlager dehnte sich zu einem

Aufenthalte von drei Monaten aus, und als er nun schied, hinterließ er einen Lehrling, der den Pinsel beinahe eben so gut, als sein Meister, zu führen wußte.

Hermann konterfeite zur Uebung alle Bewohner des Hauses, mit Einschluß der Hunde und Katzen. Dann kam die Reihe an die Bauern, die Anfangs einiges Bedenken trugen, ihre Gesichter — wie sie es nannten — abschreiben zu lassen. Da sie aber von ihrem Beichtvater die Versicherung erhielten, daß dergleichen Abschriften weder Schmerzen verursachten noch zu Zaubereien gemißbraucht würden, und überdieß auch kein Geld kosteten, wie die Copeien des Gerichtshalters; so bequemten sie sich, dem Mahler zu sitzen. Er wählte die bedeutendsten Physiognomieen, und verwandelte nach und nach seines Pflegevaters Studierstube in eine Gallerie, wo die Bildnisse des größten Theils seiner Kirchkinder um ihn her hingen.

20.

Ein Befehl aus Eibenburg.

Unter solchen mannigfaltigen Beschäftigungen, die durch keinen bedeutenden Vorfall gestört wurden, erreichte Hermann das zwanzigste Jahr seines Alters.

Jetzt meldete Doktor Wigmund dem Pfarrer: er sey durch ein Schreiben aus dem Schlosse Eibenburg befehliget worden, officiel zu erklären, daß hinfort weiter kein Kostgeld für Hermann bezahlt werde, indem er nun im Stande seyn müsse, sein eigner Ernährer zu seyn, und deßhalb das Haus seines Erziehers unverzüglich verlassen solle.

Brok legte diesen unangenehmen Brief in das geheimste Fach seines Pultes, und ging über des hohen Befehls unvermeidliche Vollstreckung im Stillen mit sich zu Rathe. Nach einer sorgenvollen Woche, die noch keinen festen Entschluß bei ihm erzeugt hatte, erfuhr er von ungefähr, daß ein ihm bekannter reicher Edelmann, der in der Entfernung einiger Tagreisen auf seinen Gütern lebte, einen gesetzten Jüngling von guter Herkunft suche, den er als Büchsenspanner, Leibschützen und Jagdgesellschafter in Dienste nehmen wolle, um des unmittelbaren und allzu nahen Verkehrs mit den Livreebedienten überhoben zu seyn. Herr von Föhrwald (so hieß dieser Edelmann) war ein gewaltiger Jäger; aber die Menschenjagden des Kriegsgottes, denen er in seiner Jugend beiwohnte, hatten ihm den rechten Arm gelähmt und gesteift; er konnte ohne fremden Beistand nicht mit dem Gewehr umgehen, und war

also noch unbehülflicher und ungelenker, als es, nach Mirabeau's Meinung, die Engländer sind, von denen er sagte: sie hätten zwei linke Arme. — Das Gegentheil beweisen sie seinen Landsleuten zur See. —

Der Pfarrer fragte seinen Pflegsohn: ob er Lust habe, des Herrn von Föhrwald rechte Hand zu werden. „Warum nicht?" antwortete Hermann mit Freudigkeit; denn er hatte schon seit geraumer Zeit gewünscht, seinem vermeinten Vater nicht länger, als ein nichts schaffender und nichts erwerbender Zehrer, zur Last zu fallen. Mancher junge, doch schon ansehnlich bebartete Fant, der im Vaterhause eben so ruhig faulenzet, wie sich die Drohnen im Bienenstocke von den Arbeitsbienen ernähren lassen, wird freilich jene Bedenklichkeit lächerlich finden: aber Hermann war nun einmal ein solcher Grübler, und bat recht dringend, seine Anstellung bei dem Edelmanne ohne Verzug zu Stande zu bringen, damit ihm kein anderer Mitwerber zuvorkomme.

Brok schrieb also an den Herrn von Föhrwald, und die Gnadenthür war glücklich noch offen. „Schicken Sie mir Ihren Sohn!" antwortete der Edelmann. „Ich werde ihn, aus Achtung gegen Sie, mit Liebe behandeln, und ihn an meiner eigenen Tafel speisen

lassen. Seinen Jahrgehalt bestimme ich erst nach näherer Bekanntschaft. Bin ich, wie ich hoffe, mit ihm zufrieden, so soll er's auch gewiß mit mir seyn."

Kurz darauf trat Hermann die Reise an, wovon im Anfange dieses Buches die Rede war. Er that es mit dem löblichen Vorsatz, sich in seine neuen Verhältnisse nach Möglichkeit zu fügen, der Schweizerkrankheit des Heimwehes herzhaft zu widerstehen, und auch in dem Falle, daß er sich mit seinem künftigen Gebieter nicht sollte vertragen können, lieber in die Welt tiefer hinein zu gehen, als muthlos zum väterlichen Herde zurück zu kehren.

21.

Vorschmack der Zukunft.

„Wohin geht die Reise, junger Gesell?" fragte der Gastwirth eines Städtchens, wo Hermann auf dem Mittelpunkte seines Weges übernachtete.

Er antwortete offenherzig: er gehe nach Hirschfeld, um seinen Dienst als Leibschütz des Herrn von Föhrwald anzutreten.

„Wie lange denken Sie dort auszuhalten?" sagte der Wirth mit einem hinterhältigen Lächeln.

„Ich merke, Sie wollen mir bange machen;“ erwiederte Hermann: „aber diese Mühe ist umsonst. Es erschreckt mich nicht im mindesten, wenn Sie mir auch allenfalls meinen künftigen Herrn als einen harten und unverträglichen Mann schildern. Ich bin durch Leute, die ihn wahrscheinlich besser kennen, vom Gegentheil überzeugt.“ —

„Ehre, dem Ehre gebührt!“ sprach Jener. „Ich habe nichts gegen den Herrn von Föhrwald, und der Dienst bei ihm wär' ohne Tadel, wenn sich der gute, gnädige Herr nur nicht selbst unter dem Zepter einer alten, zänkischen Haushälterin befände. Aber das ist ein Höllenweib, die Madame Klotz! Ich kann ein Lied von ihr singen, denn auch ich stand noch vor zehn Jahren, als Bedienter des Herrn von Föhrwald, unter ihrer Botmäßigkeit.“ —

Das sey lange her, versetzte Hermann: indessen könne wohl Frau Klotz einen sanftern Sinn angenommen haben.

Der Gasthalter brach darüber in ein schallendes Gelächter aus. „Da hört man,“ rief er, „daß der Herr noch jung ist, und Welt und Menschen nicht kennt! — Nein, nein, mein Freund, ein solcher eingefleischter Teufel ändert sein Gemüth nicht; da heißt's: je älter, je schlimmer!“

Er begann nun eine lange Reihe von Erzählungen aus der Aerger- und Lästergeschichte des Schlosses Hirschfeld, und besonders aus dem Lebenslaufe der hochgebietenden Haushälterin. Es waren meistens Anekdoten aus der Bedientenstube, bei deren Unterdrückung der Leser nichts einbüßt. Eine einzige zeichnete sich ein wenig vor den übrigen aus, und diese wird Referent, des bequemern Vortrags wegen, hier so nacherzählen, als ob er selbst bei dem Verlauf der Sache gegenwärtig gewesen wäre.

Herr von Föhrwald, der ein Hagestolz und kinderlos war, ließ einst einige Jahre lang einen armen Verwandten bei sich erziehen. Der Hauslehrer dieses Junkers war ein wohlgebildeter junger Mann, der sich durch Kanzelberedsamkeit rühmlich bekannt gemacht hatte, und daher, nach einem kurzen Aufenthalte in Hirschfeld, ohne sein Gesuch den Ruf zu einem ansehnlichen Pfarramte bekam. Madame Klotz (die eigentlich eine alte Jungfer war, und sich nur, wegen ihrer weit vorgerückten Jahre, den Frauentitel selbst beigelegt hatte) hielt diese Gelegenheit für sehr bequem, nun wirklich mit Ehren unter die Haube zu kommen; und sie zweifelte gar nicht, daß der künftige Pfarrherr ihre wirthschaftlichen Kenntnisse, ihr schönes Bett- und Leinen-

zeug, und die reiche Ausstattung, die sie noch überdieß, wegen gewisser alter Verhältnisse, vom Herrn von Föhrwald zu erwarten hatte, bei der Einrichtung eines eignen Hauswesens sehr brauchbar finden werde. Sie lud ihn durch süße Worte und Blicke fleißig ein, die ihm zugedachten Schätze in Besitz zu nehmen; aber er schien das zärtliche Glimmern ihrer kleinen grauen Augen nicht zu verstehen, und war stumm wie eine Wand, wenn sie auf den biblischen Spruch: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey,“ anspielte. Da solche feine Lockmittel nichts fruchteten, und Gefahr bei längerm Verzuge war, mußte sie endlich mit der Sprache deutlich herausgehen, und dem blöden Schäfer erklären, daß sie entschlossen sey, ihn glücklich zu machen. Er lobte die Großmuth ihrer Gesinnungen mit vielen wohlklingenden Worten; allein hinterher kam ein hinkender Bote mit der Trauerpost, daß er schon Bräutigam sey.

Madame Klotz verlor vor Schrecken die Sprache, und zog sich stumm zurück; doch dieser Windstille folgte bald ein heftiger Sturm. Sie tobte, wie ein Poltergeist, durchs Schloß, warf alle Thüren beinahe aus den Angeln, und ihr Schlüsselbund nach den Köpfen der Hausmädchen. Der verhaßte Bräutigam einer Fremden, dem sie bisher, so lange sie ihn noch zu dem

ihrigen zu machen hoffte, jeden Abend einige köstlich zubereitete Schüsseln auf sein Zimmer gesandt hatte, erhielt nun zur Strafe einen kahlen Teller mit Butterbrod. Sie verwandte die Zeit, die sie sonst seinetwegen am Herde zubrachte, zu einem schnellen Ausfluge in die ansehnlichsten Häuser des Dorfes, um ihn zu verläumden. Die geringste ihrer schändlichen Erdichtungen war die Sage, daß er auswärts ein Mädchen in den Zustand gesetzt habe, bald Mutter zu werden. Die gläubigen Zuhörer kreuzten und segneten sich, und gingen fortan dem Verunglimpften, wie einem Aussätzigen, weit aus dem Wege.

Da seine Abreise von Hirschfeld sehr nahe war, so schien es ihm der beste Rath, einen Kampf mit dem Drachen, dessen Gifthauch ihn doch nach wenigen Tagen nicht mehr erreichen konnte, zu vermeiden. Er stellte sich also, als ob ihm von den bösen Gerüchten, die von ihm das Dorf durchflogen, nichts bekannt sey. Aber er nahm sich vor, seine Feindin an einem Orte zu strafen, wo sie das furchtbare Schwert ihrer Zunge nicht brauchen konnte. Diese Freistätte für ihn war die Kanzel. Da wollte er, wie aus einer Festung, einen heftigen Ausfall thun; doch nicht eher, als einige Stunden vor seinem Wegzuge von Hirschfeld, wozu er

den nächsten Sonntag bestimmt hatte. Der Pfarrer des Orts, der sich des Predigens gern überheben ließ, trat ihm mit Vergnügen für diesen Tag den Rednerstuhl ab.

Der junge Prädicant fürchtete nur, daß Madame Klotz, ungeachtet sie sonst die fleißigste Kirchengängerin war, seiner Abschiedspredigt die Ehre ihrer Gegenwart versagen würde. Aber mit nichten. Sie gehorchte, wie gewöhnlich, der einladenden Stimme der Thurmglocke und zog finster, wie eine Gewitterwolke, durch das Schiff der Kirche hin gegen den Altar, in dessen Nachbarschaft sie auf ebener Erde ein nettes, buntgemahltes Betstübchen bewohnte.

Die erste Hälfte der Predigt enthielt keinen Stachel gegen sie. Darum thronte sie keck auf ihrem damastenen Stuhle und schickte bisweilen, wenn Tugend, Frömmigkeit und gute Sitten von dem Redner empfohlen wurden, ihren umher zerstreuten Vertrauten mit scheinheiligem Achselzucken scharfe Blicke zu, die deutlich sagten: „Hört doch den Heuchler!“ —

So trieb sie es frech bis in den zweiten Theil der Predigt hinein. Jetzt aber ward der hämischen Krittlerin das Handwerk gelegt. Der Redner, der bisher gegen das gesammte Heer der Sünder und Tugendlosen

zu Felde gezogen war, fiel nun plötzlich über die schwarze Legion der bösen Weiber besonders her und griff sie mit einem schrecklichen Kartätschenfeuer an. Er holte dazu die Munition aus der Bibel, die sehr reichlich damit versehen ist, woraus man schließen kann, daß schon in der Urwelt viele Hauskriege geführt wurden.

Die böseste Frau, die jetzt in der Kirche zu Hirschfeld war, hielt ein paar Streifschüsse der geistlichen Batterie standhaft aus. Aber bald führte der Feind das grobe Geschütz auf und donnerte aus Sirachs Hauptmörser: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Wenn sie zornig wird, so verstellt sie ihre Geberde, und wird scheußlich wie ein Sack.“ Diese Bombe schlug in dem Betstübchen ein. Madame Klotz fuhr mit Entsetzen empor, plusterte sich auf, wie ein calecutischer Hahn, stürzte aus ihrem Cabinet ins Kirchenschiff, und, mit geballter Faust nach der Kanzel hinauf drohend, rannte sie mit Sturmschritten, wie eine Furie, den Tempel entlang und zur Pforte hinaus.

Dieser unerhörte Bruch des heiligen Burgfriedens verursachte einen ärgerlichen Aufstand. Die ganze Gemeine riß ihre Schnupftücher aus der Tasche und kicherte hinein. Einige, die nicht geschwind genug zu

diesem Dämpfer griffen, ließen sich sogar ein lautes Gelächter entwischen. Selbst der Prediger hatte Mühe, den Ernst seines Angesichts zu behaupten. Er brach so schnell als möglich ab und verließ Kanzel und Dorf, ohne Madame Klotz wieder zu sehen.

22.

Hermann folgt dem Kalbfelle.

Der Wirth ließ sich am folgenden Morgen Zehrung und Herberge sehr theuer bezahlen, weil er vermuthlich die Schüssel voll Anekdoten, die er seinem Gast aufgetischt hatte, mit in Rechnung brachte.

Hermann zog dann weiter nach Hirschfeld zu. Je näher er kam, je häufiger begegneten ihm schlimme Sagen von der dort waltenden Hausfürstin. Jeder, dem er die Absicht seiner Reise bekannt machte, bedauerte ihn und rieth wohlmeinend, vor der Höhle des Drachen umzukehren. Aber so feig war er nicht. Es lüstete ihn im Gegentheil, die Unholdin kennen zu lernen, um sie mit einer grundguten Frau, der Gattin seines Pflegevaters, zu vergleichen. Mit dieser Neugier kam er gegen Abend in Hirschfeld glücklich an.

Als er ins Schloß trat, war das Gerassel einer Trommel die erste Merkwürdigkeit, die ihm aufstieß. Dieses kriegerische Concert (das seither in Deutschland von Virtuosen aus ganz Europa bis zum höchsten Ueberdruß aufgeführt wurde) leitete ihn eine Treppe hinauf in einen offenen Vorsaal. Da horchte mit schelmischem Gesicht ein allerliebstes junges Mädchen an der Thür eines Zimmers, aus welchem das Getöse des geschlagenen Kalbfelles, mit Zank und Gelächter vermischt, erschallte. Er war leise aufgetreten; die Horcherin bemerkte ihn nicht. Das verschaffte ihm Muße, sie ein Weilchen ungestört zu betrachten; und sie war in der That des Ansehens werth. Nach ihrer Kleidung gehörte sie zwar nur in die dienende Klasse, aber sie war von so herrschender Schönheit, daß sich gewiß manche Dame mit Vergnügen entschließen würde, eine Zeit lang die Geschäfte eines Hausmädchens maskirt zu verrichten, wenn sie damit eine ähnliche reizvolle Gestalt, als Jahrlohn, gewinnen könnte.

„Es ist mir doch sehr lieb, daß ich nicht wie ein Hase umkehrte!“ sagte Hermann zu sich selbst. „Die Welt spricht nur immer Böses, aber das Gute verschweigt sie. Hat mir wohl von allen den Unglückspropheten, die mir die häßliche Haushälterin wie einen

Floh ins Ohr setzten, ein Einziger gesagt, daß ich auch hier ein nettes Mädchen finden würde? — Die Nachbarschaft eines freundlichen Wesens ist ein angenehmer Trost, und das härteste Joch wird dadurch leicht, wie des Winters Stürme durch einen Phantasieblick in den nahen Frühling gemildert werden.“ —

Indem er noch, auf der Saalschwelle stehend, so mit sich selbst sprach, schwiegen plötzlich die Wirbel der Trommel, die Horcherin flog windschnell von der Thüre hinweg, stutzte einen Augenblick über den Fremdling, huschte aber mit Schamröthe bei ihm vorbei und die Treppe hinunter.

Er schwankte eine Secunde lang zwischen Nachflucht und ruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Aus dieser Unentschlossenheit riß ihn ein Krachen, mit welchem die Thür des Concertzimmers von innen aufgerannt wurde. Erhitzt, wie ein Kampfhahn, stürmte eine dicke Matrone heraus, die sich durch die Zornglut ihres breiten Antlitzes sogleich als Madame Klotz ankündigte. Ihre Mienen und Geberden zankten noch rückwärts mit einem ältlichen Manne, der wie ein ehrsamer Verwalter aussah, und ihr, siegfroh lächelnd, auf dem Fuße folgte. Die dritte Erscheinung war ein zwergartiger, verwachsener Graubart, von ernstem An=

gesicht und Wesen, und belastet mit einer großen Trommel, die wenigstens die Hälfte seiner Gnomenfigur von der Vorderseite unsichtbar machte. Er drückte, als Schlußglied des Aufzuges, die Thür hinter sich zu. Inwendig schallten noch männliche Lachtöne.

„Wer ist er? Was will er!“ schnob Madame Klotz unsern Jüngling an.

Ihn verschnupfte dieser Unglimpf; doch fand er weder Zeit noch Ort dazu geschickt, sein Mißfallen darüber zu äußern. Er nannte also höflich seinen Namen, mit dem Zusatz: er habe einen Brief (den er vorzeigte) an Herrn von Föhrwald abzugeben.

„Aha! vom Pastor Brok!“ sagte sie barsch und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie besah Aufschrift und Siegel und machte Miene, sich am letztern, wie ein Sieger in Feindes Landen, zu vergreifen. Doch, eines bessern sich besinnend, stieß sie die Epistel dem Trommelschläger unter die Nase und schnurrte ihn an: „Knips! trag' er den Wisch hinein und meld' er den Menschen!“

Der Gnom nahm den Brief und setzte sich nach der Thüre zurück in Bewegung.

„Hans Ungeschick!“ rief sie, am Kragen ihn fassend.

„Kann er nicht seine verfluchte Lärmtonne indessen ablegen? Es wird sich niemand daran bereichern.“ —

Der kleine Krüppel glotzte sie flämisch an, schüttelte unwirsch den Kopf und machte mit beiden Trommelstäben in der Luft eine drohende Pantomime, als ob er von neuem aufs Kalbfell lospauken wollte. Sie kehrte ihm mit einer pöbelhaften Geberde den Rücken und strampfte von dannen. Knips halfterte sich nun, immer noch kopfschüttelnd, von der Trommel los, übergab den Brief an die Behörde, kam zurück, schlug die Thür weit auf und sagte: „Spaziere der Herr hinein!“

23.

Das Jagdexamen.

Herr von Föhrwald befand sich in einem großen Zimmer, dessen Thüren mit Hirschgeweihen gekrönt waren. Da er ohne Gemahlin lebte, so gaben diese Trophäen bei ihm kein so schlimmes Anzeichen, wie einst in der Vorzeit, da ein gewisser wollüstiger Fürst an allen Häusern, wo er mit schönen Frauen geheimer Minne gepflogen hatte, solches Gehörn befestigen ließ,

und dadurch die unsterbliche Redensart: „Hörner aufsetzen,“ in den Gang brachte; denn die Sache selbst war schon lange vorher gebräuchlich. Herr von Föhrwald, der sein Leben lang im Felde der Geschichte wenig auf die Jagd gegangen war, wußte wahrscheinlich von jener fürstlichen Kurzweile kein Wort, und betrachtete die Geweihe der von ihm erlegten Hirsche als rühmliche Siegeszeichen. Sein Zimmer glich übrigens einer Rüstkammer. Gewehre aller Art hingen an den Wänden herum. Auch bezeugte die Gegenwart verschiedener Jagdhunde, daß ein Erznimrod hier hause.

Er war eben, als Hermann vor ihn trat, mit dem Anschrauben eines Flintenschlosses beschäftiget. Diese Arbeit ging ihm, bei dem Invalidenstande seines rechten Armes, nicht sonderlich von Statten, und er hatte sich schon ein wenig darüber geärgert. „Sie kommen mir wie gerufen, Monsieur Brok!“ sprach er, ohne Wegsehen vom Schlosse. „Bringen Sie mir doch gleich dieses Gewehr in Ordnung!“

Hermann war in wenigen Minuten damit fertig.

„Bravo!“ rief der Edelmann. „Ich sehe, Sie verstehen Ihr Fach. Laden Sie nun auch gleich die Flinte zur Probe!“

Es geschah mit Geschwindigkeit und Anstand.

„Schön! vortrefflich! — Nun, was macht mein alter Freund, Ihr Herr Vater? Noch wohl auf?“

Die Antwort nicht abwartend, hob er schnell ein anderes Feuergewehr von der Wand, und befahl, die Ladung heraus zu ziehen. Das war im Nu gethan, und er belohnte diese Fertigkeit wieder mit einem Ausruf des Beifalls. Dann folgte eine prüfende Unterredung von Wildbahnen und Fährten, von Saufindern und Leithunden, von Feld- und Wasserjagden, und hundert andern zum Weidwerk gehörigen Dingen. Hermann antwortete rasch und bestimmt; der Edelmann war ungemein mit ihm zufrieden.

„Für heute genug von Geschäften! Sie werden hungrig und durstig seyn.“ Mit diesen Worten zog er die Klingel, und befahl dem eintretenden Bedienten, ein Abendessen für zwei Personen in der Küche zu bestellen.

Der Bursch blieb stehen. Er schien einen Einwand auf der Zunge zu haben. Doch ging er endlich, kam nach fünf Minuten wieder, und sagte seinem Herrn etwas ins Ohr.

„Bedenken?“ — fuhr Dieser laut auf. „Alle Teufel! Die Köchin hat Bedenken, ihrem Herrn etwas zu essen zu geben? — Ei, da soll doch der Donner drein schlagen! Laß sie gleich her kommen!“ —

Sie kam. Es war ein altes Weibsbild von widrigem Ansehen. Herr von Föhrwald setzte sie über ihre Weigerung, ihm ein Abendessen zu bereiten, zornig zur Rede. Sie schob die Schuld auf Madame Klotz, die ihr, wie sie sagte, vor einer Viertelstunde ausdrücklich verboten habe, diesen Abend auf dem Herde Feuer anzuzünden.

„Tausend Element! was untersteht sich die Alte? — Sie will mir auf meinem eignen Herde das Feuer verbieten? — Das ist lustig! — Ich, der Herr im Hause, ich befehle hiermit, daß augenblicklich ein großes Feuer gemacht, und gesotten und gebraten werde. Ich verlange Ragout, Forellen oder Aal, ein Paar Rebhühner und Dessert. Alles Nöthige dazu ist im Hause; drum nicht gemuckt, und rasch an die Arbeit gegangen! In höchstens anderthalb Stunden will ich speisen.“—

Diesen Wortschwall ausstoßen und die Köchin zur Thür hinaus schieben, war das Werk eines Augenblicks.

24.

Eine Hiobspost.

Herr von Föhrwald ging mit weiten Schritten auf und ab, und schien mit seinem bewiesenen Heldenmuthe zufrieden. „Sehn Sie," sprach er, „so muß ich mich bisweilen mit den Hexen herum kampeln! Aber Sie werden hernach finden, daß das alte Küchengespenst in der Kochkunst eine wahre Meisterin ist." —

Er stopfte sich eine Pfeife, und donnerte von neuem, wie Jupiter, aus Wolken: „Feuer verbieten — mich fasten lassen — unerhört! Wär' ein solches Ungethüm nicht werth, daß man's in eine Wildhaut steckte, und mit Hunden zu Tode hetzte?"

„Sie stellen sich härter, als Sie es sind, Herr von Föhrwald!" sagte Hermann. „Aber ein Bischof, unter dessen Krummstabe wahrscheinlich nicht gut wohnen war, übte wirklich (wie mir mein Vater mehrmals erzählte) vor ein paar hundert Jahren eine solche Grausamkeit aus." —

„Ein Bischof? — Nun, so könnte ja wohl ein Jäger und Soldat noch viel eher so eine Parforce-Jagd anstellen! — Wie hieß denn der edle Krummstäbler?" —

Bayerische Staatsbibliothek München

„Es war Michael, Bischof zu Salzburg, der im sechzehnten Jahrhunderte regierte.“ —

„Ein löblicher Regent! Erzählen Sie mir doch die Geschichte!“ —

„Der Bischof jagte; ein angeschweißter Hirsch entkam, verbarg sich im hohen Getreide, und verendete darin.“ —

„Sie erzählen gut!“ unterbrach ihn Herr von Föhrwald. „Anschweißen und verenden sind echte weidmännische Kunst- und Kernworte. Nun weiter!“ —

„Der Feldbesitzer, ein armer Bauer, freute sich des Fundes, und verzehrte das Wild in geheim mit den Seinigen. Aber der Bischof erhielt Kunde davon, und befahl zornig, den Bauer in die Hirschhaut einzunähen, und ihn den Hunden Preis zu geben. Man bat von allen Seiten für den Unglücklichen; da sagte der Tyrann: Ich schenk' ihm das Leben, wenn es ihm gelingt, auf Händen und Füßen laufend, den Hunden zu entkommen. — Wie war das möglich? Er ward zerrissen. Aber sein Mörder, der selbst mit dem Jagdhorne zum Angriff blies, stürzte des folgenden Tages auf dem Blutfelde mit dem Pferde, und brach den Hals.“ —

„Ein gerechtes Gottesurtheil!“ rief Herr von Föhr-

wald mit empörtem Gefühl. „Ich liebe die Jagd; aber ich verabscheue die Gewaltthaten, die deßhalb von Fürsten der ältern und neuern Zeit begangen wurden, und noch heutiges Tages hier und da, wenn auch in einem schwächern Grade, vorfallen. Man schmiedet jetzt Wilddiebe nicht mehr auf Hirsche; aber es bestehen noch Jagdgesetze, die drohend gebieten, das Wild ungestört da ernten zu lassen, wo der Landmann gesäet hat; und wer die Früchte seines Schweißes gegen des Waldes Raubhorden zu vertheidigen wagt, den wirft man in Ketten *).“ —

Die Unterhaltung lenkte sich nun auf minder wichtige Dinge. Herr von Föhrwald sprach immer dazwischen von dem leckern Abendschmause, den die Köchin bereiten werde, und freute sich seines Triumphs über die Haushälterin.

Auf ein Mal trat der Trommelschläger, mit dem düstern Gesichte eines Unglücksboten, ins Zimmer. „Ich

*) Es ist nöthig zu bemerken, daß dieses Gespräch im zweiten Jahre nach dem Ausbruch der französischen Revolution geführt wurde. Das seitdem durch Deutschland ewig tosende Waffengetümmel hat die Jagdmandate, wie viele andere Gesetze, ziemlich zum Schweigen gebracht, und die ungebetenen Feldgäste vermindert. Aber diese Kur war freilich schlimmer, als die Krankheit.

habe," sprach er seufzend und achselzuckend, „einen unangenehmen Rapport abzustatten. Man hat mich zu dieser Sendung erkoren, weil man glaubt und hofft, daß Ew. Gnaden an mir, als einer gleich der Sonne am Himmel unschuldigen Person, keinen Zorn auslassen werden." —

„Zur Sache, alter Salbader!" rief Herr von Föhrwald.

„Ew. Gnaden," fuhr das Männlein fort, „hatten vorhin die Zubereitung einer Abendmahlzeit anzuordnen geruht; und es ist nichts billiger, als daß Dieselben, nach getragener Last und Hitze des Tages, einige Erfrischungen — —"

Der Edelmann stampfte ungeduldig mit dem Fuße, und hob drohend die Hand.

„Ja, ja, ich will mich so kurz als möglich fassen!" sagte der Berichterstatter, und sprang ängstlich einige Schritte zurück. „Ew. Gnaden ließen, wie Denenselben noch erinnerlich seyn wird, die Köchin vorfordern, um ihr die nöthigen Befehle zu ertheilen; aber unter der Zeit, als sie gehorsamst erschien, und einige Minuten in diesem herrschaftlichen Zimmer verweilte, ward von Madame Klotz, welche die angeordneten Küchenoperationen zu mißbilligen scheint, eine behende Diver-

sion unternommen und ausgeführt. Sie verschloß die Küche, legte noch einen eisernen Kettenhund, ein faustdickes Hängeschloß, vor, lief sodann in ihre Wohnstube, riegelte mit großem Geräusch hinter sich zu, und lachte darin mutterseelen allein, wie eine Lachtaube. Nun kam die Köchin, um ihres Amtes zu warten, und stand vor der verschlossenen Küchenthüre, wie — mit Respekt zu melden — wie die Ochsen am Berge. Sie eilte sogleich zur Madame, pochte säuberlich an, und bat um Auslieferung der Schlüssel. Es erfolgte keine Antwort. Pauline und ich, wir standen auch dabei, und bezeugten mit Eidschwüren, daß der gnädige Herr diesen Abend durchaus warm zu speisen verlange. Madame antwortete nicht, rumorte aber gewaltig mit ihren Mobilien. Ich spähte durch's Schlüsselloch, und sah mit Erstaunen, daß sie Schränke, Commoden, Tische und Stühle zusammenschob, über einander thürmte, und so dicht an der Thür einen hohen Wall erbaute, „O Himmel!“ rief ich durch gedachtes Schlüsselloch, „was machen Madame für kriegerische Anstalten?“ Und kaum waren diese Worte durch's Schloß passirt, so empfing ich in mein ehrliches Gesicht einen Strom von Dinte, welche die böse Madame, aus wahrscheinlichem Mangel anderer Feuchtigkeiten, in ein Spritzchen

geladen hatte, und mir so mittheilte. Dabei erklärte sie mit heftiger Stimme: sie habe noch eine mächtige Flasche voll Dinte in Bereitschaft, und werde Jeden, der die Nase ins Schloß stecke, damit taufen. Ich mußte mich waschen lassen, wie ein Kind, und wir zogen endlich sammt und sonders ab, da sich bei sothanen Umständen die Festung schlechterdings zu keiner Capitulation bequemte.“ —

„So muß man sie mit Sturm einnehmen!“ rief Herr von Föhrwald, der bei dem steifen Vortrage bald gelacht, bald geflucht hatte.

„Ich hol' eine Axt;“ sprach der Tambour freudig, und fuhr zur Thür hinaus.

„Haben Sie jemals ein so tolles Spectakel gesehn?“ fragte Herr von Föhrwald den Leibschützen. „Es ist das Leben eines Hagestolzen in einer Nuß! — Wohl Ihrem Vater, daß er verheirathet, und glücklich verheirathet ist! Ein tugendsames Weib, sagt Salomo, ist edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. — Mir aber mangelt sie heute, weil ich mit lauter Miethlingen wirthschafte.“ —

Keuchend kam der Trommelschläger zurück. Er trug in der einen Hand eine Axt, in der andern Bienen-

kappen und Masken, und auf dem Arme zwei Trauermäntel.

„Bist du ein Narr geworden?“ fuhr ihn der Edelmann an. „Was willst du mit allen den Sachen?“

„Sie sind uns insgesammt nöthig;“ antwortete Knips. „Mit der Axt schlagen wir die Thür ein, und mit Bienenkappen, Masken und schwarzen Mänteln machen wir die Dintenströme unschädlich, die uns wahrscheinlich beim Sturmlaufen entgegen schießen werden.“

„Geh mit der abgeschmackten Mummerei!“ rief Herr von Föhrwald. „Ich werde die Festung selbst auffordern, und sie wird sich ergeben.“

Die Aufforderung geschah; aber mit trotzigen Worten ward Ergebung verweigert.

Knips, von Rachlust beseelt, erhob jetzt die Axt, um die Thür, wie ein Sappeur, einzuhauen; doch der Befehlshaber der Belagerung schien den Muth plötzlich verloren zu haben, und that ihm Einhalt. „Wir wollen das unterlassen;“ sprach er leise. „Es gibt sonst eine lächerliche Geschichte, die wohl gar gedruckt und an den Schandpfahl öffentlicher Blätter geschlagen wird.“

Der Trommler zog mit dem Belagerungsgeräthe verdrießlich ab; und so gelang es der alten Frau, ihre Festung besser zu vertheidigen, als es oft Kriegsmän=

ner thaten, denen man mit den Worten des Propheten Nahum (Kap. 3. V. 12.) zurufen konnte: Eure festen Städte sind wie Feigenbäume mit reifen Feigen; wenn man sie schüttelt, daß sie dem ins Maul fallen, der sie essen will. —

„Wir wollen dennoch nicht hungern und dursten;" sagte Herr von Föhrwald auf dem Rückzuge. „Ich halte mich, bei der Aprilnatur meiner Haushälterin, auf dergleichen unangenehme Vorfälle immer gefaßt." Er öffnete hierauf in seinem Zimmer einen Schrank, worin sich eine Pastete, Confect, eingemachte Früchte, Obst und Wein befanden. Dabei ließ sich der Haushälterin Tücke vergessen.

25.

Pauline.

Der folgende Tag ward sehr früh mit einer Jagd angefangen. Hermann erwarb sich neue Lobsprüche dabei.

„Ich bin doch neugierig, ob wir diesen Mittag etwas zu essen bekommen;" sagte Herr von Föhrwald auf dem Heimwege. „Die Alte schmollt in der Regel

nur bis über Nacht; doch wär' es möglich, daß der gestrige Paroxysmus, der ungewöhnlich heftig war, noch heute fortdauerte. In diesem Falle reiten wir zu einem nachbarlichen Freunde, bei dem ich immer für mich und meine Begleiter offne Tafel finde."

Hermann wunderte sich im Herzen, daß ein Mann, der sich, als Jäger und Soldat, Entschlossenheit und Thatkraft angeeignet haben sollte, die Empörung eines Weibes in seinem Hause mit solcher Langmuth ertrug.

Als sie das Schloß erblickten, rief der Edelmann mit einer fast kindischen Freude: „Ha! ich seh' ein gutes Zeichen! Der Schornstein der Küche raucht stark!"

Der Leibschütz war es gern zufrieden, wenn der Krippenritt in die Nachbarschaft unterblieb. Er wünschte, je eher je lieber das Mädchen wieder zu sehen, das er, im Schlosse ankommend, beim Horchen überrascht, und seitdem nicht weiter bemerkt hatte. Der Name Pauline (der, nach seiner Vermuthung, dem lieblichen Wesen gehörte) war ihm in des Trommelschlägers weitschweifiger Relation das merkwürdigste Wort.

Sie fanden im Schlosse den Tisch gedeckt, und es ward ein so herrliches Mahl aufgetragen, daß die Absicht, ein Friedensfest dadurch zu feiern, in die Augen sprang. Doch ließ sich Madame Klotz an der Tafel,

wo sie sonst täglich Sitz und Stimme hatte, vergebens erwarten. Herr von Föhrwald fragte gegen das Ende der Mahlzeit nach ihr. Der aufwartende Diener antwortete: sie habe sich, weil ihr nicht ganz wohl sey, in ihr Schlafgemach begeben, um Mittagsruhe zu halten.

Der Edelmann, von der Jagd ermüdet, folgte bald darauf ihrem Beispiele. Hermann war nun ein paar Stunden sein eigener Herr. Unter dem Scheine, des Schlosses Einrichtung kennen zu lernen, durchstrich er Hallen und Säle, mit der Hoffnung, die Horcherin zu finden. Aber das glückte ihm nicht eher, als bis er zuletzt in den Lustgarten ging, der die Burg von drei Seiten umgränzte. Hier kam ihm das Mädchen, ein Buch in der Hand, in einem laubigen Bogengange entgegen.

„Es ist mir lieb, daß wir uns hier treffen;" sagte sie mit einer zierlichen Verbeugung. „Ich muß mich wegen der Unart, bei der Sie mich gestern ertappten, vor Ihnen rechtfertigen. Halten Sie mich ja nicht für eine Horcherin von Handwerk! Sie würden mir sehr Unrecht thun. Aber bei lustigen Vorfällen, wie gestern, erlaubt man wohl seinen Ohren eine kleine Ausschweifung, ohne daraus eine Gewohnheit zu machen."

Herrmann beruhigte sie, und erbat sich ihren Namen.

„Pauline Reinhard;" sagte sie. „Ich bin eine weitläuftige Verwandte der Madame Klotz, und diene hier als Hausjungfer, was mir freilich nicht bei der Wiege gesungen wurde. Mein Vater war ein geschätzter Rechtsgelehrter, der leider zu früh starb, und nichts hinterließ, als den Ruhm eines geschickten, rechtschaffnen und höchst uneigennützigen Mannes."

„Doch was helfen Jeremiaden!" fuhr sie, mit einem schnellen Uebergange zur vorigen Heiterkeit, fort. „Statt Sie damit zu langweilen, will ich Ihnen lieber erklären, warum bei Ihrer Ankunft die Trommel gerührt wurde."

Es versteht sich, daß diese Belehrung dem Leibschützen sehr erwünscht war, und Pauline nahm wieder das Wort:

„Meine Frau Muhme, die gestern Abend so unartig war, Sie fasten zu lassen, besitzt neben manchen guten Eigenschaften eine ganz unbändige Zunge. Aber Herr von Föhrwald hat ein treffliches Mittel erfunden, sie zum Schweigen zu bringen. Er läßt nämlich, wenn sie durchaus keine vernünftigen Vorstellungen annimmt, den Trommelschläger kommen, und ihn so lange wirbeln, bis sie sich aus dem Athem geschrieen hat, und

vor Erschöpfung die Segel streicht. Einen solchen Auftritt gab es gestern, wegen einer wirthschaftlichen Irrung mit dem Verwalter. Doch erlebten wir schon bisweilen den Fall, daß sie, bei ähnlichen Wettstreiten mit dem Trommelschläger, den Sieg davon trug. Ihr Athem überwand die Kraft seiner Arme. Die Schlägel sanken ihm aus den erstarrten Händen, und die Zungenheldin behielt das letzte Wort.“ —

Hermann äußerte, daß ihm auch der Trommelschläger, wegen seines ernsthaften Wesens und seiner pedantischen Redseligkeit, eine merkwürdige Person sey.

„Der arme Schlucker ißt hier das Gnadenbrod;“ antwortete Pauline. „Die steife Zierlichkeit seiner Wortsetzung ist ein Erbstück von seinem Vater, der ein Dorfschulmeister war. Aber unser Knips, der wohl in seinen Knabenjahren ein Thunichtgut gewesen seyn mag, entlief den Aeltern, bot der Armee seine Dienste an, ward zum Trommelschläger befördert, aber nach einigen Jahren wieder verabschiedet, weil er sich, durch gewaltsames Ringen und Balgen mit seinen Kameraden, die Schulter verrenkt hatte, und einen Auswuchs bekam, der in die Uniform nicht mehr paßte. Herr von Föhrwald, der bei demselben Regimente als Offizier diente, erbarmte sich seiner Hülflosigkeit, nahm

ihn zu sich, und ernährt ihn nun schon gegen vierzig Jahre.“

„Sehr edel!“ rief Hermann, und breitete sich über diese gute That noch weiter aus; doch wir wollen seine entbehrlichen Zwischenreden künftig übergehen, und Paulinen ungestört erzählen lassen.

„Natürlich war es auf den Dienst, den der Tambour jetzt unserm Herrn leistet, Anfangs nicht abgesehn. Das fügte sich erst seit fünf oder sechs Jahren durch ein bloßes Ungefähr. Knips hatte sein Instrument, die Trommel, so lieb gewonnen, daß er sich nicht von ihm trennen konnte, und Herr von Föhrwald, dem dieses Getöse nicht zuwider war, weil er sich seiner frohen Jugend dabei erinnerte, erlaubt' es ihm gern, sich dann und wann auf dem Kalbfelle lustig zu machen. Madame Klotz hingegen fand großes Mißfallen daran, und schalt weidlich, so oft der Tambour sein Spiel rührte. Doch drang sie nicht damit durch, es ihm ganz zu verbieten. Herr von Föhrwald nahm ihn tapfer in Schutz, und gab ihr in diesem Stücke nicht nach, ungeachtet sie sonst in andern Dingen eine Allgewalt über ihn hat, die sich noch aus den Zeiten ihrer blühenden Jugend herschreiben soll. Knips, an seinen Rückenhalter gestützt, trotzte ihr, und ließ sich die Trom=

melstöcke nur dann aus der Hand keifen, wenn er sich selbst geneigt fühlte, sie wegzulegen. War er aber gerade nicht zum Nachgeben gestimmt, so lärmt' er fort, bis sie schwieg. Eines solchen Auftritts unbemerkter Zeuge war einst Herr von Föhrwald, und bediente sich nachher oft des Trommelschlägers zum Nothhelfer." —

„Doch es wird Zeit, an meine Geschäfte zu gehen;" schloß Pauline. „Erlauben Sie mir nur noch den freundschaftlichen Rath, sich mit Madame Klotz in ein gutes Vernehmen zu setzen. Sie liebt es sehr, daß man ihr Aufmerksamkeiten beweise, und fordert sie vorzüglich von Männern." —

Das Mädchen eilte aus dem Garten, und Hermann beschloß, der alten Dame eine förmliche Visite zu machen.

26.

Der Besuch.

Bald darauf kam die Erwachte zum Vorschein. Der Mittagsschlaf schien ihre Gemüthsstimmung sehr verbessert zu haben. Sie scherzte sogar, wiewohl etwas bitter, mit ihrem abgesagten Feinde, dem Trommelschlä-

ger, der ihr auf einer engen Treppe, wo sie einander nicht ausweichen konnten, begegnete.

Indessen hatte Hermann das bestäubte Jagdkleid mit einem feierlichern Anzuge vertauscht, und klopfte an die Thür der Madame Klotz. Ihr Herein klang nicht viel sanfter als das Wer=da einer Schildwache, und ließ keinen liebreichen Empfang hoffen; aber sie lächelte ungemein holdselig, da der schöne Jüngling erschien, und mit einer ehrerbietigen Verbeugung sagte: er habe kein anderes Geschäft, als das angenehme, sich ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden,“ antwortete sie, „und freue mich, daß Herr von Föhrwald seinen Jagdgefährten aus einem Priesterhause gewählt hat, weil man von daher gute Sitten und Gesinnungen mit Recht erwartet. Bezeigen Sie sich Ihrer Abstammung würdig, und Sie sollen dann immer an mir eine gefällige Freundin finden. Schränken Sie, um nicht durch böse Gesellschaft verdorben zu werden, Ihren Umgang im Schlosse ganz auf mich ein. Ich will, da sey Gott vor! keinem Menschen etwas Uebels nachreden; aber unsre Hausgenossen, mit Ausnahme des Herrn, taugen insgesammt nicht viel. Pauline ist ein naseweises Ding, das immer nach Mannspersonen her=

um äugelt; der Trommelschläger ist geschwätzig wie eine Aelster, und von innen so häßlich als von außen; und das ganze übrige Volk ist Pech, woran man sich besudelt, wenn man es angreift.“ —

Um sich von der Ohrenfolter dieses Geklatsches zu befreien, faßte Herrmann das Bildniß eines jungen Frauenzimmers ins Auge, und fragte, wen es vorstelle.

„Meine Wenigkeit,“ antwortete sie. „Es sind freilich fünf und zwanzig Jahre her, daß ich mich malen ließ. Finden Sie, daß ich mich indessen verändert habe?“

Hermanns Wahrheitsliebe kam bei dieser unverschämten Frage sehr ins Gedränge. Er antwortete ausweichend: „Madame sind vollkommner geworden.“

Sie nahm das zweideutige Wort im besten Sinne, und sagte mit einem sanften Schlage auf seine Wange: „O, Sie schmeicheln! Aber so viel ist gewiß, ich habe mich ziemlich gut conservirt.“ —

Es war Kunst, nicht zu lachen. Der Leibschütz fuhr in dieser Beklemmung mit dem Geständniß heraus, daß er selbst in die Bildnißmahlerei pfusche.

„Das ist herrlich!“ sprach sie. „Aber Sie sollen mir das nicht vergebens gesagt haben. Ich nehme Ihren Pinsel nächstens in Anspruch.“

Etwas erschrocken antwortete Hermann: er stehe mit Vergnügen zu Befehl, wenn ihm der Herrndienst dazu Zeit gestatte.

Diese Bedingung beleidigte sie fast. „Merken Sie sich ein Mal für immer,“ sagte sie, „daß ich hier als Frau vom Hause gelte. Was ich anordne, wird vor allen andern Dingen gethan, und ist keiner Einschränkung, keinem Widerspruch unterworfen.“ —

Das war also ein förmliches **Privilegium de non appellando!** Mit der Bekanntmachung desselben endigte sich der Besuch.

Man sah es einige Tage nachher, daß sie wirklich die höchste Gewalt im Schlosse besaß. Sie hatte, um in einer möglichst reizenden Gestalt dem Maler zu sitzen, einen Haarkünstler aus der nächsten Stadt verschrieben. Dieser Mann kam eines Morgens, als eben Herr von Föhrwald mit dem Leibschützen in den Forst reiten wollte. Sie verlangte, Hermann solle zu Hause bleiben, um sie sogleich, wenn sie coeffirt sey, zu malen. Das mußte denn auch geschehen, ungeachtet der Edelmann heftig dagegen stritt. Er gab am Ende selbst die vorgehabte Jagd schmollend auf, weil er den ihm unentbehrlich gewordenen Waldbegleiter nicht mitnehmen durfte.

Der Künstler arbeitete mit Unlust, und es entstand auf der Leinwand um so mehr ein Fratzengesicht, da sich Madame Klotz, während des Malens, widernatürlich zierte, den breiten Mund spitzte, die kleinen Augen weit aufriß, und mehrere solche Grimassen machte, um sich aus einer Meerkatze in eine Grazie zu verwandeln. Der Maler nahm sie, wie sie sich gab; sie war mit dem Gemälde vollkommen zufrieden, und betheuerte: er habe con amore gearbeitet. Bei diesem unverdienten Lobspruche kniff sie ihn con amore in die erröthenden Wangen, und verehrte ihm einen feurigen Kuß, den sie für eine mütterliche Liebkosung erklärte.

Das Porträtiren griff nachher im Schlosse noch weiter um sich. Es ward öffentlich und heimlich gemalt. Das letztere geschah bei Paulinen, die Hermann nicht so vermied, als es seine mütterliche Freundin, mit einer Art von Eifersucht, wünschte. Ihr Mittagsschläfchen, das sie täglich hielt, verschaffte den jungen Leuten die sicherste Gelegenheit, sich mit einander zu besprechen. In diesen Mußestunden malte der Leibschütz mit wahrer Lust und Liebe das Mädchen, und erbat sich dafür selbst den Lippensold, den ihm Madame Klotz wider seinen Willen aufgedrungen hatte.

27.

Der Schreckschuß.

Es verfloß ein Jahr, ohne daß sich im Schlosse Hirschfeld etwas Merkwürdiges erreignete. Heute und Gestern sahen sich immer, wie ein paar Wassertropfen, gleich. Es war und blieb dem Leibschützen ein Räthsel, wie Herr von Föhrwald, dem, als einem sehr reichen Manne, alle Annehmlichkeiten der Erde zu Gebote standen, ein solches langweiliges und freudenloses Daseyn aushalten konnte. Die Einförmigkeit seiner Lebenstage machte den geringsten Fehler derselben aus; aber seine Abhängigkeit von den boshaften Launen eines gemeinen Weibes war ein Kreuz, das kein Mann tragen sollte, der es abschütteln kann; und wie leicht konnte das Herr von Föhrwald! Ein kräftiges: „Hebe dich weg von mir, Satan!" dessen Nachdruck sich allenfalls durch den Schwung einer tüchtigen Hetzpeitsche verstärken ließ, hätte dem Unwesen plötzlich ein Ende gemacht. Aber er schleppte die unwürdigen Sklavenfesseln von einem Tage zum andern geduldig fort. Hermann, der tägliche Zeuge seiner Leiden, bekam dadurch vor dem Hagestolzenleben einen solchen Abscheu, daß

er sich, kaum ein und zwanzig Jahre alt, muthig entschloß, je früher je lieber zu heirathen. Der ehrliche Milchbart hatte freilich noch nicht das Trauerspiel einer unglücklichen Ehe gesehen; denn seine Pflegeltern schufen sich durch Liebe und Verträglichkeit einen Himmel auf Erden, und er glaubte gutmüthig, daß alle Gatten so lebten.

Madame Klotz ward dem Leibschützen immer gehässiger, je mehr sie sich ihm angenehm zu machen suchte. In sein glattes Gesicht bis zum Sterben verliebt, verrieth sie den Zustand ihres Herzens auf die plumpeste Weise. Das ganze Schloß ergötzte sich an ihrer possierlichen Zärtlichkeit, und neckte darüber den spröden Geliebten, der sich, wo er nur konnte, vor ihr verbarg.

Ein Judas hatte ihr verrathen, daß die Zeit ihrer Mittagsruhe von Hermann und Paulinen zu geheimen Zusammenkünften angewandt wurde, und sogleich mußte ihr alter Freund, der Schlaf, der Eifersucht weichen. Er ließ sich ungern aus seinem verjährten Besitzstande verdrängen, und schloß noch bisweilen ihre Argusaugen mit unwiderstehlicher Macht; aber sie nahm Maßregeln, daß in der gefährlichen Verdauungsstunde, da sie vor ihm nicht sicher war, kein Unheil geschehen konnte. Pauline (über die sie, als Base, die strengste

Zwangherrschaft ausübte) mußte sich jeden Nachmittag bei ihr einfinden, und sich so lange einschließen lassen, bis das Sandmännlein vorüber gezogen war.

Unnütze Vorsicht! Es kam in der Nacht wieder, und ließ sich dann nicht so leicht abweisen. Das überlegte die Eifersüchtige nicht; aber Hermann und Pauline dachten besser daran. Das Jahr stand eben in der Mitte seiner Laufbahn, und der Mond beleuchtete die warmen Nächte des Brachmonds. Solche Nächte sind für die Liebe geschaffen! Unsere jungen Leute, die sich in aller Unschuld herzlich gut waren, vereinigten sich daher eines Tages mit flüchtigen Worten, einander um Mitternacht in einer gewissen Laube des Gartens zu treffen. Sie glaubten, an dem Orte, wo sie diese Abrede nahmen, ohne Zeugen zu seyn; aber in der Nähe stand eine unbeachtete spanische Wand, hinter derselben horchte ein Verräther, und nach fünf Minuten wußte Madame Klotz die ganze Geschichte.

Nun bildet sich gewiß Mancher ein, sie werde die Angeklagten auf der Stelle zur Untersuchung gezogen, und ein schreckliches Gericht über sie gehegt haben; aber das geschah nicht. Sie that gerade das Gegentheil: sie betrug sich gegen Beide, um sie ganz sicher zu machen, höchst unbefangen und gütig.

So verging der Tag. Pauline wünschte ihr, wie gewöhnlich, eine gute Nacht, und begab sich, Kopfweh und Müdigkeit vorschützend, sehr zeitig in ihr Kämmerlein, das sich am Ende eines langen, zwischen zwei Reihen Zimmer hinlaufenden Ganges befand.

Die alte Schlange kroch ihr von weitem nach; und kaum sah sie das Licht, womit sich Pauline zu Bett leuchtete, in die Kammer hinein verschwinden, so schloß sie das eiserne Gitterpförtchen des Ganges (der sonst niemals, gleich den Judengassen mancher Städte, bei Nacht gesperrt wurde) geschwind und leise zu, umschlang die Stäbe, wo sich der Eingang öffnete, mit einer Kette, und versiegelte diese mit einem Vorlegeschlosse. So war für Paulinen durchaus kein Entkommen, und keine Möglichkeit, den fernwohnenden Freund von ihrer Gefangenschaft zu benachrichtigen.

Für Genuß der Schadenfreude war also gesorgt. Aber das genügte der Arglistigen nicht. Sie wollte einer noch höhern Freude genießen.

Mit dieser Absicht schlich sie, nett gekleidet, eine Stunde vor Mitternacht in den Garten, und nahm Besitz von der Laube, die ihr der Verräther bezeichnet hatte.

Kurz darauf fand sich auch Hermann im Garten

ein. Er hoffte jetzt noch nicht, seine Freundin zu finden, und war schon im Begriff, bei der Laube vorbei zu gehen, als ihn aus derselben ein schalkhaftes Husten begrüßte.

Befremdet blieb er stehen, und fragte schüchtern: „Wer ist hier?"

„Pauline" — antwortete eine piepende Stimme, die des Mädchens Sprachton so gut als möglich nachäffte, und den Jüngling auch wirklich täuschte. Er ging mit raschen Schritten in die Laube.

Doch in diesem Augenblicke sah er, oder fühlte vielmehr, daß Betrug im Spiele war. Anstatt des sittsamen Mädchens, das ihm nie mit der unschuldigsten Vertraulichkeit entgegen kam, umklammerten ihn gierige Arme, und seine Rede verschlang (wie Bürger sagt) mancher durstige Kuß. Er brachte mit genauer Noth ein: „Pfui! was ist das?" heraus; aber die große Raubbiene, die an den Rosen seiner Lippen unersättlich saugte, ließ sich dadurch nicht verscheuchen. Er mußte gewaltsam mit ihr ringen, und es gab einige Minuten lang in der Laube herum ein rauschendes Gerammel.

Plötzlich fiel aus den Schloßfenstern ein rettender Schuß. „Gott sey uns gnädig und barmherzig!" rief

Madame Klotz mit leiser, aber natürlicher Stimme, und entließ den widerspenstigen Knaben aus ihrer Umstrickung.

„Ich beschwöre Sie, Freund,“ fuhr sie bittend fort, „seyn Sie einen Augenblick mäuschenstill, regen Sie weder Hand noch Fuß! Wir schweben beide zwischen Ehr' und Schande.“ —

Indem sie das sagte, stürmten alle Jagdhunde des Schlosses, wie ein wüthendes Heer, auf die Laube zu.

„O Himmel! da kommen die Vorläufer!“ zischelte Madame Klotz. „Nun ist der Herr auch nicht weit!“

„Ich fürchte ihn nicht;“ sagte Herrmann ruhig.

„Ich, wahrhaftig! noch weniger; das sehen Sie täglich!“ flüsterte die Dame. „Aber bei süßen Schwachheiten läßt man sich von niemanden gern betreffen.“

Die Hunde stürzten jetzt mit wetteiferndem Gebell in die Laube, schwiegen aber plötzlich, als sie so gute Bekannten hier antrafen. Schmeichelnd wollten sie da bleiben, und die Gesellschaft vermehren; doch Hermann gab ihnen in möglichster Stille ein weidmännisches Zeichen, sich zu entfernen, und sie gehorchten.

Herr von Föhrwald erschien nicht. Er hatte, am Fenster seines Schlafzimmers stehend, das Geraschel

in der Laube gehört, und Diebe im Garten vermuthet; darum that er einen Schreckschuß, und schickte die Hunde auf Kundschaft aus. Als aber diese still wurden, und gelassen ins Schloß zurück kehrten, legte er sich mit dem Gedanken, daß ihn sein Ohr getäuscht habe, ohne weitere Besorgniß zu Bett.

Madame Klotz wagte sich, um zu spähen, aus der Laube hervor. Mit großem Vergnügen sah sie die Fenster des herrschaftlichen Schlafgemachs nicht mehr erleuchtet, und alle Furcht wich von ihr. Raschen Schrittes ging sie zu dem verlassenen Geliebten zurück, und küpfte den zerschossenen Faden der Zärtlichkeit wieder an. Aber Hermann, über diesen Rückfall ihrer Liebeswuth aufgebracht, stieß sie gleich beim ersten Angriff mit Heftigkeit von sich, und entfloh.

Es war noch nicht zwölf Uhr. Er hielt es daher für nöthig, Paulinen zu warnen, daß sie nicht ihrer manntollen Nebenbuhlerin in die Hände laufe. Mit Erstaunen fand er den gewöhnlich offnen Gang zu ihrer Kammer in ein Gefängniß verwandelt. Dieser Umstand erklärte ihm den ganzen Zusammenhang des widrigen Abenteuers, das er vorher für eine bloße Neckerei des Zufalls gehalten hatte. Er ging traurig

davon, und warf sich, mit schweren Sorgen über des armen Mädchens Schicksal, auf sein Lager.

28.

Der Diebstahl.

Nach einer schlaflosen Nacht mußte er, bei Anbruch des Tages, mit dem ewigen Jäger zu Holz ziehn. Pauline war noch eingekerkert; Madame Klotz ließ sich nicht sehen. Kein Schatten von Trost begleitete ihn in den Wald. Nie war ihm die Erfüllung seiner Dienstpflicht schwerer geworden. Er saß zu Pferde, wie ein Träumender, und machte bei der Jagd alles so ungeschickt, daß ihm Herr von Föhrwald darüber zum ersten Mal ein verdrießliches Gesicht zeigte. Es kam die Rede auf den Schreckschuß in der vergangenen Nacht. Hermann läugnete, ihn gehört zu haben, und ward dabei feuerroth. Der Edelmann sah ihn scharf an, und schüttelte den Kopf.

Hermann sehnte sich heim, und war froh, als der Stand der Sonne den nahen Mittag ankündigte; aber leider ritt Herr von Föhrwald nicht nach Hause, son=

dern zur Tafel bei einem benachbarten Gutsbesitzer, und der Leibschütz mußte ihn, wie gewöhnlich, begleiten.

Es war schon Nacht, als sie nach Hirschfeld zurück kamen. Alle Gesichter schienen ihm einen besondern Vorfall anzukündigen. In manchen glaubte er Schadenfreude, in andern Mitleid zu lesen. Der Trommelschläger winkte ihm mit den Augen, und steckte ihm, als sie mit einander bei Seite gegangen waren, einen Zettel zu, auf welchem von Paulinens Hand folgende Worte mit Bleistift geschrieben standen:

„Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich werde eines Diebstahls beschuldigt, und Knall und Fall aus dem Hause gejagt. Sie wissen, daß ich einer solchen Schandthat nicht fähig bin. Retten Sie meine Ehre!“ —

„Himmel! Pauline ist fort?“ rief Hermann todtenbleich.

„Ja, leider!“ seufzte der Trommelschläger. „Ich will Ihnen das wunderbare Ereigniß in der schönsten Ordnung erzählen.“

„Nur geschwind und kurz!“ sagte der Leibschütz ungeduldig, und der Trommelschläger begann:

„Monsieur Brok und der gnädige Herr hatten am

heutigen Morgen kaum das Schloß verlassen, so kam die Haushälterin mit einer gräßlichen Physiognomie aus ihrer Klause hervor, und erschreckte uns sammt und sonders mit dem Zetergeschrei: es wäre von dem herrschaftlichen Silber ein halbes Dutzend der schwersten Löffel entwendet worden; es müsse deßhalb Haussuchung geschehen; und es solle, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, bei ihrer eigenen Verwandtin damit der Anfang gemacht werden, ob sie gleich im voraus wisse, daß dieses ehrliche Mädchen ein solches Verbrechen nicht begehen könne. — So brüllte sie furchtbar. Wir standen alle starr um sie her. Auch Pauline war gegenwärtig, und sagte mit der Unschuld eines Engels: sie sey bereit, alle Behältnisse ihrer Wohnung zu öffnen. Wir zogen, zehn Häupter stark, dahin. Madame Klotz durchwühlte die Commode, den Schrank, die Bettstatt; es fand sich kein Silber. Endlich kam auch die Reihe an den Koffer. Madame griff darin herum, zog plötzlich die Hand, wie von glühenden Kohlen, zurück, verdrehte die Augen, und stieß einen kläglichen Ton aus, der uns allen durch Mark und Bein ging. Mein Gott! was ist denn hier? sagte Pauline. Damit beugte sie sich über den Koffer, streute alle darin befindliche Effecten auf den Fußboden, und

plötzlich klirrten aus einem Kleidungsstücke silberne Löffel mit dem herrschaftlichen Wappen heraus.“

„Ist’s möglich? — O, der teuflischen Bosheit!“ rief Hermann.

„Wir waren alle wie aus den Wolken gefallen;“ fuhr der Trommelschläger fort. „Nur Pauline änderte nicht ihre Gesichtsfarbe, und sagte mit fester Stimme: Ich bin unschuldig: Gott kennt die Hand, die dieß Silber hier einstahl, um mich zu Schanden zu machen!“ —

„O, ich bin kein Gott, und ich kenne sie!“ fiel Hermann ein.

„Madame Klotz nannte Paulinens Worte eine elende Ausflucht, und betheuerte weinend und schluchzend: sie möchte lieber nicht geboren seyn, als solche Schmach an einer Verwandtin erleben. Ueber dieses Thema hielt sie nun eine so lange Strafpredigt, daß uns umher stehenden Zuhörern die Füße beinahe in die Dielen wuchsen. Am Ende sagte sie: Dank’ es deinem Schöpfer, Pauline, daß der gnädige Herr abwesend ist! Er, der redlichste der Menschen, haßt alle Treulosigkeit, und würde dein Vergehen auf’s härteste ahnden. Es gibt kein Mittel, dich vor Gefängniß und andern entehrenden Strafen zu schützen, als daß ich dich auf der Stelle

verabschiede. Entferne dich also binnen einer Stunde, und melde mir mit der Zeit, wo du ein anderes Unterkommen gefunden hast, damit ich dir deine Habseligkeiten nachschicken kann." —

„Und ihr feigen Memmen," zürnte Hermann, „ihr standet, zehn Häupter stark, maulsperrend dabei, und ließt das alles geduldig geschehn? — Pfui über euch erbärmliche Menschen! Konntet ihr euch nicht des unglücklichen Mädchens annehmen, die Alte zu Boden werfen, und sie zwingen, ihre Ränke zu gestehn?" —

„Das wäre, traun! ein gefährliches Wagstück gewesen," versetzte der Trommelschläger. „Sie hätte uns wahrscheinlich an ihren Schlüsselstrauß riechen lassen, und uns damit Löcher in den Kopf geschlagen. Ueberdieß forderte uns Jungfer Pauline gar nicht zu ihrer Vertheidigung auf, sondern mit einem edlen Stolz, der ihr recht wohl stand, sagte sie: Ich verlasse diese Mauern mit der Zuversicht, daß mich Gott nicht verlassen wird; denn ich leide unschuldig. — Madame Klotz lachte höhnisch und winkte uns abzutreten. Wir gingen mit Thränen. Eine halbe Stunde darauf drückte mir Pauline das Briefchen an Sie in die Hand und zog von dannen." —

„Armes, gemißhandeltes Mädchen!" rief Herrmann:

„Ich will Deine Ehre retten, und sollt' ich mein Leben darüber verlieren!“ —

Er eilte fort, um mit dem Herrn von Föhrwald zu sprechen; dieser aber hatte sich, nach einer Unterredung mit der Haushälterin, schon zur Ruhe begeben. Madame Klotz wirthschaftete noch in ihrem Gemach. Herrmann klopfte an. Sie fragte, wer da sey. Er nannte sich mit hastiger Stimme. Das war unklug; denn sie schloß aus seinem wilden Tone, daß er ihr Fehde ankündigen wolle, und so erhielt er die Antwort: sie sey bereits in den Federn und könne für heute keinen Besuch mehr annehmen. Bei diesen Umständen war nichts zu thun, als den folgenden Tag abzuwarten.

29.

Der Trommelschläger in Activität.

„Nun, Monsieur Brok,“ begann Herr von Föhrwald, als der Leibschütz am frühen Morgen in sein Zimmer trat, „was sagen Sie zu dem gestrigen Vorfalle? Hätten Sie wohl Paulinen für eine Diebin gehalten?“

„Ich halte sie noch jetzt nicht dafür,“ antwortete Hermann. „Ich klage vielmehr Madame Klotz der Bos=

heit an, die in des Mädchens Koffer gefundenen Löffel selbst hinein gelegt zu haben.“

„Sie erdreisten sich einer sonderbaren Behauptung!“ sagte Herr von Föhrwald mit Staunen. „Wie wollen Sie Beweis führen?“

Hermann erwiederte: er hafte mit seinem Leben für Paulinens Ehrlichkeit; aber Madame Klotz sey eine Ränkeschmiedin, und er habe längst bemerkt, daß ihr das Mädchen ein Dorn im Auge gewesen sey. Er bat, sie vorzufordern, und versicherte, er werde ihr einen Spiegel vorhalten, worin sie ihr Seelenbild mit Schrecken erblicken solle.

„Das wird einen heißen Kampf geben!“ sprach der Edelmann. „Doch die Sache muß untersucht werden. Es wäre doch unerhört, wenn sich die Alte auf solchen krummen Wegen betreffen ließe!“

Er setzte die folgende Stunde zum Vorbeschied an. Hermann trat indessen ab.

„Hören Sie,“ rief ihm der Edelmann nach, „ich sehe voraus, daß wir den Tambour brauchen werden. Sagen Sie ihm, er möge sich bereit halten und seine Trommel stimmen.“ —

Nach Verlauf einer Stunde erschien der Ankläger wieder. Herr von Föhrwald hatte sich indessen, wie

ein General zur Austheilung der Parole, standesmäßig ankleiden lassen. Mit Stiefel und Spornen, den Hirschfänger an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, saß er bereits auf dem Richterstuhle.

Madame Klotz ward vorgeladen. Sie kam schnell auf klappernden Pantoffeln getrippelt und öffnete mit ruhigen Gesichtszügen die Thür; aber ihre Augen erweiterten sich mächtig und schoßen Flammen, als sie den Leibschützen an seines Herrn Seite stehen sah.

„Madame," hob Herr von Föhrwald feierlich an, „dieser junge Mensch erkühnt sich, Paulinens Unschuld zu verfechten und darüber mit Ihnen eine Lanze zu brechen." —

„Was will der Gelbschnabel?" fuhr sie auf, und nun ging's aus ihrem Munde, wie das Getöse eines Stroms, der von schroffen Felsen herab stürzt.

Herr von Föhrwald gebot Ruhe. Der Rheinfall donnerte fort. Jener sprang auf und rief zur Thür hinaus: „Knips soll kommen!"

Im Geschwindschritt rückte der Tambour ein. „Losgeschlagen!" commandirte der Edelmann. Knips rührte sich wacker; ein Jagdhund unterstützte ihn mit schmetterndem Gebell; aber Madame Klotz überschrie beide und focht dazu mit den Armen über dem Kopfe des

Trommelschlägers, der grämlich zu ihr hinauf sah, weil er es übel nahm, daß sie seinem Instrumente den Sieg streitig machte. Das alles erhielt Föhrwalds Zwerchfell in beständiger Erschütterung und zwang sogar dem Leibschützen, ob er gleich unbarmherzig geschimpft wurde, ein Lächeln ab.

Die Furie strömte ihre Fischmarktsberedtsamkeit aus, bis sie, völlig entathmet, nicht mehr sprechen, nur noch kreischen und stöhnen konnte. Jetzt schwieg sie, um neue Kräfte zu sammeln. Auch der Trommelschläger ließ nun seine ermüdeten Arme triumphirend ruhen.

Während dieser Pause suchte Herrmann, durch Zusammenstellung aller sachdienlichen Umstände, seine Gegnerin zu überführen, daß sie eine Feindin Paulinens gewesen sey, und man ihr daher einen heimtückischen Anschlag gegen das Mädchen wohl zutrauen könne. Erröthend gestand er dem Herrn von Föhrwald: er habe vor zwei Tagen einen Spaziergang im Mondscheine mit Paulinen verabredet, aber Madame Klotz habe sie eingekerkert, sich an ihrer Stelle im Garten eingefunden und ihn mit Zunöthigungen geängstet, die für eine Matrone ihres Alters höchst unanständig gewesen wären.

„Was schiert Ihn mein Alter? Monsieur Naseweis!“

fiel sie ein. „Will Er nicht alt werden, so häng' Er sich jung! Es ist an Ihm wenig verloren! Er fing mit Paulinen ein schändliches Leben an, das in diesem Schlosse, wo Zucht und Ehrbarkeit herrschen, nicht geduldet werden konnte. Eins von Euch mußte fort! Und hätt' ich nun auch, um das Aergerniß vor dem gnädigen Herrn zu vertuschen, ein solches Mittel ergriffen, wie Er denkt, was wär's denn weiter?" —

„Ei, den Teufel auch, Madam!" fuhr Herr von Föhrwald auf: „Da hätten Sie einen sehr schlechten Streich gemacht; und ich seh' aus allen Umständen, Sie haben ihn gemacht! Pfui, schämen Sie sich in Ihr Herz! Ich übersehe viel und dulde viel, wenn man sich an meiner Person vergeht; aber so weit mein Arm reicht, darf Andern kein Unrecht widerfahren. Paulinens Ehre muß gerettet, ihre Unschuld in das hellste Licht gestellt werden; und das soll nicht allein durch einen öffentlichen Anschlag an den Pforten des Schlosses geschehn, sondern ich will auch eine Ehrenerklärung von der Kanzel ablesen lassen, und in den Zeitungen Paulinen als ein treues und rechtschaffenes Mädchen allen Herrschaften empfehlen." —

Madame Klotz wollte dagegen einreden, aber Herr

von Föhrwald ließ Lärm schlagen und führte sie zur Thür hinaus.

30.

Florentin betritt wieder den Schauplatz.

Paulinens Ehrenrettung geschah, wie der gerechte Richter beschlossen hatte. Uebrigens erhielt Hermann nicht die geringste Nachricht von ihr. Madame Klotz sandte des Mädchens zurückgelassene Habe an eine vertraute Freundin in die nächste Stadt, und so erfuhr in Hirschfeld niemand, wohin sich Pauline gewendet hatte. Alle Briefe, die im Schlosse einliefen, gingen seit langer Zeit durch der Haushälterin Hände. Sie theilte davon aus und unterschlug, wie es ihr beliebte. Dieses Fegfeuer kannte Pauline und unterließ daher wahrscheinlich die vergebliche Mühe, einen Brief an Hermann hinein zu werfen.

Er und Madame Klotz blieben mit einander über den Fuß gespannt und wichen sich so viel als möglich aus. Bei unvermeidlichem Zusammentreffen bekam sie immer plötzliche Anfälle eines Speichelflusses und erleichterte sich oft in Hermanns Nähe so unartig, daß

er durch behende Seitensprünge sein Kleid vor Beflekkungen retten mußte. Auch mit dem Herrn von Föhrwald schmollte sie hartnäckig und bestrafte ihn durch Entziehung seiner Lieblingsspeisen und andere hämische Neckereien für die Gerechtigkeit, die er Paulinen hatte widerfahren lassen.

Er, in allen Dingen, die ihn selbst betrafen, sehr nachgebend, übersah ihre Anfeindungen, ohne sich deßwegen mit ihr zu überwerfen. Sie hingegen fand sich von einem Tage zum andern aufs Neue dadurch beleidigt, daß er ihr Zürnen nicht achtete, keinen Schritt zur Aussöhnung that und ihr nicht durch ein ansehnliches Geschenk ein Sühnopfer brachte, wie bisweilen in frühern Zeiten bei ähnlichen Verstimmungen geschehen war.

Unter solchen Mißhelligkeiten verstrich ein Jahr. Herr von Föhrwald wollte jetzt, dem heiligen Hubert, dem Schutzpatron der Jäger, zu Ehren, ein großes Fest anstellen und nahe und ferne Freunde, auf deren Gütern er seit mehrern Jahren ähnlichen Jagdfesten beigewohnt hatte, dazu einladen. Dieses kostspielige Vorhaben ließ sich ohne hohe Genehmigung der Küchen- und Keller-Commandantin nicht ausführen. Er mußte ihr eine mit Gold gefüllte Hand zur Aussöhnung bieten, und

um diesen Preis erhielt er nicht allein die gesuchte Erlaubniß, sondern auch von Stunde an wieder das freundlichste Gesicht.

Ein milder Strahl dieser Amnestie fiel sogar auf den Leibschützen. Madame Klotz enthielt sich fortan gegen ihn aller Unanständigkeiten, und trieb ihre Huld so weit, daß sie ihm meldete: Pauline befinde sich wohl und habe ein unerwartetes Glück gemacht. Er hörte diese Nachricht mit scheinbarer Gleichgültigkeit an und fragte nicht, worin das gerühmte Glück bestehe; denn er besorgte, entweder kurz abgefertigt, oder durch Erdichtungen getäuscht zu werden.

Das große, auf acht volle Tage berechnete Jagdfest begann. Es zog ein Heer von geladenen und ungeladenen Gästen ein. Wer einige Ahnen hatte und eine Flinte abschießen konnte, war willkommen. Die Namenliste der gesammten, in Hirschfeld eingetroffenen Herrschaften ist noch in beglaubter Abschrift vorhanden, sie mag aber, um des Papiers zu schonen, ungedruckt bleiben. Wir wollen daraus nur diejenigen Personen ausheben, die auf den Gang der Geschichte eine bedeutende Einwirkung haben.

In diese Klasse gehört vor allen andern Herr Florentin von Falkenhof, der zu damaliger Zeit als der

reichste und prachtliebendste Kammerjunker in der Hauptstadt lebte. Er hatte diese Hofstelle sogleich nach seinem Abgang aus der Regierung erhalten, und stand ihr mit Ruhm und Ehre vor.

Herr von Föhrwald kannte ihn vorher nicht. Er kam ungerufen zum Feste, in Gesellschaft eines eingeladenen jungen Edelmanns, der sein Freund war und ihn eigenmächtig mitbrachte.

Sein Aufzug war glänzend. Er hatte nicht weniger als sechs Reitpferde, zwei Livreebedienten, einen Leibjäger und einige Koppeln Jagdhunde bei sich. Einem geizigen Wirthe wäre bei dem Anblick so vieler Tisch- und Stallgäste bange geworden; aber Herr von Föhrwald empfing ihn mit Vergnügen, und der Kammerjunker entschuldigte sich auch mit keinem Worte über sein zahlreiches Gefolge. Er schien vorauszusetzen, daß ein Mann, wie er, sich mit keinem geringern Geleite behelfen könne.

Es war gegen Mittag, als er mit seinem Gesellschafter ankam. Man setzte sich bald darauf zur Tafel. Hermann nahm, wie gewöhnlich, seinen Platz an derselben ein. Der Kammerjunker richtete seine Augen eine Weile scharf auf ihn; und da er aus der tiefen Gegend, wo sich Hermann niedergelassen hatte, und aus

der thätigen Aufmerksamkeit, die er dem Herrn von Föhrwald beim Vorlegen bewies, den richtigen Schluß zog, daß Jener kein Fremdling und Gast sey, so fragte er seinen Reisegefährten, der neben ihm saß, halblaut: „Kennst du den Menschen dort unten?" — Der Befragte gestand durch stummes Kopfschütteln seine Unwissenheit; aber Herr von Föhrwald, der des Kammerjunkers Geflüster gehört hatte, antwortete schnell: „Es ist mein Leibschütz; der Sohn eines sehr würdigen Pfarrers, den ich als meinen Freund verehre." —

„So, so!" sagte der Kammerjunker mit einem schnöden Lächeln. Darauf legte er Messer und Gabel nieder, aß nicht, trank nicht, und sprach kein Wort. Herr von Föhrwald bemerkte, daß dem jungen Herrn eine Grille durch den Kopf flog; er nahm aber keine Notiz davon, weil überhaupt das lästige Einnöthigen der Speisen an seinem Tische längst abgeschafft war, und er es jeden Gast mit seinem Magen abmachen ließ, ob er viel oder wenig genießen wollte.

Doch nach aufgehobener Tafel nahm er den jungen Edelmann, der Falkenhofen bei ihm eingeführt hatte, auf die Seite. „Freund," sprach er, „Sie haben die Gesellschaft mit einem stattlichen Mitgliede bereichert; aber wie kam es, daß der Herr Kammerjunker bei

Tische so plötzlich Sprache und Eßlust verlor? Er scheint einen Groll auf meinen Leibschützen zu haben, und gleichwohl kannt' er ihn nicht. Wie hängt das zusammen?"

Falkenhofs Freund entschuldigte sich: er wisse von dem allen nichts. Aber Herr von Föhrwald, der ihn genau kannte, und sich deßhalb einige Zudringlichkeit erlauben durfte, bestand auf seiner Forderung, ihm das Räthsel zu erklären. Jener antwortete nun: es liege dabei nichts zum Grunde, als daß der Kammerjunker gegen Leute geringern Standes etwas stolz sey, und, durch das Hofleben verwöhnt, die Tischgesellschaft eines bürgerlichen Subalternen anstößig finde.

Herr von Föhrwald brach in ein Gelächter aus. „Ihr Kammerjunker ist ein Narr, wie es wohl jetzt, am nahen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nur noch wenige gibt! Ich werde wahrlich seinetwegen meinen treuen Diener, der täglich mit mir speiset, nicht vom Tische verweisen! — Uebrigens ist es mir lieb, daß seine Mißlaune keinen tiefern Grund hat. Ich glaubte schon, es steckte irgend ein Geheimniß im Hinterhalte; denn haben Sie noch nicht bemerkt, daß er und mein Leibschütz in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit haben?" —

„Ei wohl!" versetzte Jener. „Es ist ein wunderbares Naturspiel! Aber wir wollen uns ja enthalten, ihm unsere Bemerkung mitzutheilen. Er würde sich dadurch äußerst beleidigt finden."

31.

Agathe.

Ein anderer, für uns wichtiger Gast war Herr von Harand; ein alter Raufdegen, der sich in frühern Jahren, als ein kühner Parteigänger, im Kriege ausgezeichnet, und es auf diesem Wege vom gemeinen Husaren bis zum Oberstwachmeister gebracht hatte. Es war eine baumlange, dürre, wilde Gestalt, die sich noch täglich mit Husarenpelz und Dolman bekleidete, und einen klirrenden Säbel auf dem Fußboden neben sich her schleppte. Daß bei diesem Costum ein Schnurrbart nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Der Major hielt auf diesen Schmuck so viel, daß er sich um ein Haar davon auf Leben und Tod geschlagen hätte; und wenn er etwas recht hoch und theuer bekräftigen wollte, so schwur er bei seinem Barte. Er hatte im Kriege viel Beute gemacht, aber wie gewon=

nen so zerronnen. Das geraubte Gold in der Tasche hatte sich durch Völlerei in Kupfer auf dem Gesichte verwandelt. Es war ihm von seinen Feld= und Streifzügen nichts, als rohe Sitten übrig geblieben; denn das Landgütchen, dessen Herrn er sich nannte, war bis auf den letzten Dachziegel verzehrt und er führte davon nur noch den Namen, wie die Bischöfe von den Bisthümern im Gebiete der Ungläubigen.

Bei dem allen besaß er einen großen Schatz: eine wohlgebildete und wohlgeartete Tochter, die erst kürzlich der Tod einer redlichen Tante, bei welcher sie bis in ihr sechzehntes Jahr erzogen worden war, ins wüste Vaterhaus zurück genöthiget hatte. Gewohnt, sich über alle Schicklichkeit hinwegzusetzen, brachte der Major das Mädchen zum Jagdfeste mit, ungeachtet er wußte, daß nur Männer, und größtentheils sittenlose Männer, die Gesellschaft ausmachen würden. Doch eben dieser Zusammenfluß reicher Edelleute bildete nach seinem Gedanken einen trefflichen Markt, wo er die schöne Agathe auf eine vortheilhafte Art an den Mann zu bringen, und sich selbst zur Ernährung auf Lebenszeit mit einzuhandeln hoffte.

Agathe, die viele Jahre lang still und einsam, wie in einem Kloster, gelebt hatte und schüchtern wie eine

Nonne war, erschrak über den lärmenden Männerschwarm, in den sie sich, von ihrem Vater getäuscht, plötzlich versetzt sah. Sie hatte dieß voraus geahnt und befürchtet, und war deßhalb zu dieser Reise schwer zu bewegen gewesen; aber der alte Parteigänger, dem bei den officiellen Berichten über seine Kriegsthaten das Lügen geläufig worden war, hatte ihr zugesichert, es würden noch viele andere Damen in Hirschfeld zugegen seyn, und so war es ihm, mit Beihülfe einiger Flüche, endlich gelungen, sie in den Reisewagen zu bringen.

Einen Tag später, als Herr von Falkenhof, kam er gegen Mittag an. Er hatte nur allein noch auf der Liste der Eingeladenen gefehlt. Die nun vollzählige Gesellschaft betrug zwanzig und einige Herren, die schon den ganzen Morgen mit der Weinflasche vertrauten Umgang gepflogen hatten. Sie erhoben ein ausgelassenes Jubelgeschrei, als er mit Agathen in den Saal trat, wo eben getafelt werden sollte. Bestürzt und schamroth verbeugte sie sich und suchte mit scheuen Augen den erwarteten Damenkreis, um sich in dessen Mitte zu flüchten. Sie sah kein weibliches Wesen, als Madame Klotz; und ob diese gleich keine anziehende, Vertrauen erweckende Figur war, so eilte doch Agathe zu

ihr hin und knüpfte mit ihr ein Gespräch an. Indessen waren mehr als fünfzig Augen auf sie gerichtet. Der Kammerjunker belugte sie blos für seine Person mit vieren, wovon er zwei im Kopfe und zwei an einer seidnen Halsschnur trug. Agathe hielt diese scharfe Musterung nicht länger als fünf Minuten aus. Sie klagte der Haushälterin leise: sie fühle sich von einer Uebelkeit befallen und wünsche allein zu seyn. Madame Klotz führte sie sogleich in ihr eigenes Zimmer.

Hier gestand Agathe: sie befinde sich eigentlich nicht krank: aber es sey ihr unmöglich, im Getümmel so vieler Männer zu speisen, die durch zwangloses Benehmen ihr sittliches Gefühl zu beleidigen drohten.

„Sie haben Recht, mein süßes Täubchen!" sagte Madame Klotz. „Es sind arge Possenreißer darunter, die sogar mir bisweilen eine Schamröthe abnecken; und das will, bei meiner Treu! viel sagen, da mich mein Amt und Stand seit vielen Jahren nöthigte, das alte Leiblied solcher Vögel oft anzuhören. Mich hat der Himmel zum Glück mit einem guten Mundwerke gesegnet, und ich wehre mich verzweifelt: das ist aber freilich nicht Ihre Sache, mein Liebchen! Nun, seyn Sie nur ruhig; ich will den muthwilligen Herren den

Spaß mit Ihnen verderben, und Sie sollen recht niedlich hier allein speisen." —

Sie ging hierauf stracks in den Saal, und verkündigte mit ihrer Heroldsstimme, daß Fräulein Harand, wegen Ermüdung und Unpäßlichkeit, nicht bei der Tafel erscheinen könne.

„Dacht's bald!" sprach der Oberstwachmeister, und strich seinen Knebelbart. „Das Mädel ist mir bei den Gebetbüchern der seligen Tante ganz zimperlich geworden." —

„Nein, nein, Herr Bruder!" rief ein hohläugiger Kahlkopf. „Es ist bloß eine Intrigue der Madame Kloß, daß wir die Gesellschaft deiner liebenswürdigen Tochter einbüßen. Sie hat uns das Fräulein listig entführt, um bei Tisch allein zu herrschen, und die Schönste zu seyn." —

„O schweig, du Ritter von der traurigen Gestalt!" fuhr sie auf ihn los. „Du hast dir schon alle Haare vom Kopfe gelogen, und lügst immer fort! Denkst wohl gar, ich hab' ein Aug' auf deine miserable Person? — Ho! ho! für dich verdorrten Häring dünkt' ich mich noch viel zu schön, wenn ich auch hundert Jahr' alt wäre!" —

Ein wieherndes Gelächter verschlang des Glatzkopfs

Replik, und zugleich ließ sich die Gesellschaft an der Tafel nieder. Aber er lauerte rachlustig, bis die Beschäftigung mit der Suppe einige Ruhe bewirkte. Jetzt hob er schnell wieder an: „Sie zogen mich vorhin über meine Hagerkeit auf, Madame! Wissen Sie was, treten Sie mir Ihr nahrhaftes Aemtchen ab, und ich wette darauf, daß ich bald eben so rund bin, als Sie!" —

„Ich kann meine Stelle nicht missen;" erwiederte Madame Klotz. „Aber ich will ihnen, mein Herr, einen andern einträglichen Posten vorschlagen. Gehn Sie in die nächste große Stadt, vermiethen Sie dort Ihren kahlen Kopf als immerwährenden Mondschein, und lassen Sie sich dafür auszahlen, was Jahr aus Jahr ein die Straßenlaternen kosten." —

Es versteht sich, daß abermal weidlich gelacht wurde.

„Sie spielen hier, wie ich merke, die Hofnärrin!" sagte der Gegner. „Mit solchen Leuten muß sich, wer klug ist, in kein Witzgefecht einlassen."

„Ja wohl, wer klug ist; aber da hapert's!" versetzte sie.

„Basta!" rief Herr von Föhrwald ihr ernsthaft zu: „Sonst muß endlich noch der Trommelschläger hier Tafelmusik machen." —

32.

Das Abenteuer im Garten.

Der kleine Zwist war nun beigelegt; aus allen Gesichtern strahlte Frohsinn; nur Falkenhof saß mürrisch da und rümpfte die Nase. Ihm waren zwei Dinge nicht recht. Erstens verdroß es ihn, daß der Leibschütz, gegen den er einen ganz besondern Widerwillen empfand, seinen Tafelsitz noch, wie Tages vorher, behauptete; zweitens war ihm durch des Fräuleins Wegbleiben vom Tische eine liebliche Hoffnung in den Brunnen gefallen. Er hatte mit seinen vier Augen Agathen ungemein schön gefunden, und stehenden Fußes beschlossen, sich an ihre Seite zu setzen und einen Liebesroman anzulegen, der ihm den ländlichen Aufenthalt angenehmer, als die Jagd, machen sollte. Diesen Plan gab er auch noch keinesweges auf, und handelte seinem Zweck dadurch gemäß, daß er den Oberstwachmeister vor allen Anwesenden auszeichnete, seinen Großsprechereien aus den Kriegszeiten mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, ihm darüber Schmeicheleien sagte, und mit frecher Stirn versicherte: er habe den tapfern Harand, als einen der ersten Helden des Jahrhunderts,

in vielen Geschichtbüchern belobt gefunden. Das befremdete den Major nicht im geringsten, ungeachtet die Thaten, deren er sich rühmte, meistens grund- und bodenlose Aufschneidereien waren; aber er hatte sie seit zwanzig Jahren so oft erzählt, daß er sie nun selbst für ausgemachte Wahrheiten hielt.

Beim Nachtisch wurden die Rollen des großen Trauerspiels ausgetheilt, das folgenden Tages auf der Jagdbühne aufgeführt werden sollte. Man wollte das Wild zu Fuß und zu Pferde bekämpfen. „Ich alter Reiter muß zu Fuß fechten;“ sprach der Major: „ich habe kein Reitpferd bei mir.“

„Das ist mir sehr angenehm, Herr Oberstwachmeister!“ sagte der Kammerjunker. „Ich gewinne dadurch das Vergnügen, Ihnen eins von den meinigen anzubieten.“

Der Freibeuter sträubte sich gegen diese Höflichkeit nicht. Nach Tische ließ ihm der Kammerjunker seine sechs Rosse vorreiten, und forderte ihn auf, sich eins davon zum morgenden Jagdgebrauch zu erkiesen. Herr von Harand bewies ohne langes Besinnen, daß er viel Pferdeverstand, aber wenig Bescheidenheit besaß: er wählte nämlich den besten Gaul, einen fünfjährigen Engländer, der hundert Louisd'or gekostet hatte. Fal-

kenhof biß die Lippen ein wenig zusammen, weil es sein Leibpferd war; aber er dachte an Agathen, und blitzschnell entschloß er sich, dem Major mit dem theuern Britten ein Geschenk zu machen.

„Bei meinem Barte!“ rief Harand auf diesen Antrag: „Sie beschämen Könige! Aber da Ihnen, Herr Kammerjunker, das Geben so leicht zu werden scheint, will ich mir das Nehmen auch nicht schwer machen. Ich dank' also verbindlichst.“ —

Die Umstehenden sahen sich an, und wisperten sich die Worte: „Verschwender und Narr!“ in die Ohren. Falkenhof hingegen schmeichelte sich, man bewundere und preise seine fürstliche Freigebigkeit.

Wie aber die meisten Geschenke, wenn sie nicht aus den Händen recht guter Menschen fließen, von nachhinkenden Anmaßungen begleitet sind: so hielt sich auch der Kammerjunker berechtigt, für das große Opfer, das er dem Partisan gebracht hatte, bei dessen Tochter Entschädigung zu suchen; und er glaubte, Jener müsse wohl, wenn auch einige Ungezogenheiten vorfielen, darüber schweigen, weil er ihm ein solches Kapitalpferd gleichsam in den Mund hinein geritten hatte. Mit diesen edlen Gedanken suchte er, sobald das Roßgeschäft abgethan war, Agathen in ihrem Asyl auf, und

Madame Klotz, die Eigenthümerin des Zimmers, gestattete ihm Zutritt; denn sie befürchtete von ihm nichts Böses, da er sich bei der Tafel sittsam aufgeführt hatte.

Auch jetzt betrug er sich anfangs so artig, daß nichts dagegen einzuwenden war. Aber bald ließ er den feinen Hofmann dem Wüstlinge weichen. Er erlaubte sich Freiheiten gegen Agathen; diese rief den Beistand ihrer Beschützerin auf; und wie eine Gluckhenne ihr Gefieder zornig sträubt, und den Hund, der ihre Küchlein scheuchet, mit Entschlossenheit angreift: so stürmte Madame Klotz auf den Kammerjunker ein, und schalt und trieb ihn rasch aus dem Zimmer.

Dieser mütterliche Eifer ward von ihm zum ärgsten gedeutet. Er stellte sich vor: sie wolle die Bewilligung verliebter Frechheiten bloß theuer verkaufen, und nicht anders, als nach einer goldnen Aussicht hin, durch die Finger sehen. Darum hielt er sich nicht dabei auf, ihr einen solchen Prospekt in der Ferne zu zeigen, sondern gab ihn ihr sogleich in die Hand.

Das geschah jedoch erst am folgenden Tage, als sich Agathe wieder von der Tafel ausgeschlossen hatte.

Die wilde Gluckhenne ward auch wirklich, als er ihr goldne Körner vorstreute, auf der Stelle zahm, und

versprach ohne langes Bedenken, ihm das Küchlein, das sie unter ihre Flügel genommen hatte, gegen Abend im Schloßgarten auszuliefern; denn in ihrem Zimmer (setzte sie hinzu) dürfte sie keinen Unfug dulden, weil sie dadurch Verantwortlichkeit auf sich lade. Sie beschied ihn auf eine gewisse Stunde in eine einsame, vom Schloß entlegene Gegend des Gartens, und gelobte auf's heiligste, ihm das Fräulein, unter dem Vorwand eines Spazierganges, dort in die Arme zu führen. Sie wies ihn an, wo er sich bis zu ihrer Ankunft verstecken sollte, und schloß mit der Versicherung: sie werde sich auf dem verabredeten Treffplatze mit guter Manier von dem Fräulein wegstehlen, und ihm hinreichende Zeit lassen, bei der kleinen Spröden sein Glück zu versuchen.

Dieser Gaunerhandel ward in einem breiten Gange geschlossen, der über hundert Schritte lang die Burg durchschnitt. Zufälliger Weise befand sich Hermann eben am obern Ende desselben, als der Kammerjunker und die Haushälterin, in ihr trauliches Gespräch vertieft, von der andern Seite langsam herauf schritten. Sie sahen ihn nicht; er wollte ihnen auch nicht gern in den Weg kommen, weil er wußte, daß ihm beide nicht hold waren. Da aber oben, wo er stand, der Gang

durch eine verschlossene Thür gesperrt war, so ließ sich ihnen nicht anders ausweichen, als daß er hinter die dort noch aufgestellte spanische Wand trat, die ein Jahr zuvor einen Verräther, der ihn und Paulinen belauschte, verborgen hatte. Nemesis, die gerechte Vergelterin, führte jetzt den Leibschützen hinter diesen Schirm; denn kaum umgaben ihn die dünnen Wände, so waren ihm die Sprechenden so nahe, daß ihm kein Wort ihrer Unterredung entging.

Er entsetzte sich über das verabhandelte Bubenstück, und konnte sich vor Erbitterung kaum enthalten, hervor zu stürzen, und das nichtswürdige Paar mit Donnerworten aus einander zu sprengen. Ein Rathschlag über des geringsten und ihm gleichgültigsten Mädchens Entehrung hätte ihn mit edlem Zorn erfüllt: um so mehr gerieth er in Flammen, da ihm das Fräulein nichts weniger als gleichgültig war. Paulinens Gestalt, die ihn bisher immer noch lieblich umschwebt hatte, zerfloß vor seinen Augen, als er Agathen erblickte, wie ein Nebelbild vor der aufgehenden Sonne. Jene war so schön als diese; aber dem wilden Mädchen fehlte Agathens zarte Weiblichkeit, das fromme, Unschuld und Gutmüthigkeit aussprechende Madonengesicht. Das fesselte den Jüngling, und erfüllte ihn mit

Empfindungen, die ihm bei Paulinen fremd geblieben waren. Als er vollends, vom Herrn von Föhrwald mit kleinen Aufträgen an Agathen gesandt, ihre Graziengestalt näher sah, den Zauberton ihrer Stimme hörte, und ihm der innige Ausdruck ihrer freundlichen Rede bezeugte, daß jedes Wort aus dem Herzen kam: da rief er sich aus Bürgers hohem Liede zu:

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz so hold?

Und dieses edle Mädchen sollte von einer zwischen Bäumen und Blumen versteckten Schlange berückt werden! — Das zu verhindern, war Biedermannspflicht; der Liebende konnte noch weniger es dulden. Er beschloß, früher als die Verschworenen im Garten zu seyn, und die Geliebte kräftig zu schützen.

Ein heiterer Abend begünstigte den gefährlichen Spaziergang. Der schlaue Kammerjunker hatte eine Farobank veranstaltet, um die Gesellschaft im Schlosse fest zu machen, und sich dadurch vor Störungen zu sichern. Er nahm Anfangs an dem Spiele Theil; als es aber

Zeit war, sich auf den ihm angewiesenen Posten zu begeben, entschlich er, zum größten Verdruß des Bankhalters, der auf des reichen Höflings straffe Goldbörse starke Rechnung gemacht hatte.

Hermann, schon im Garten versteckt, sah des Junkers eilige Ankunft, rührte sich aber nicht. Kurz darauf führte die Kupplerin, unter den freundlichsten Gesprächen, das Fräulein nach der Laube, wo sich der Habicht des wehrlosen Täubchens bemächtigen sollte. Sie gingen hinein und saßen einige Minuten darin. Dann sprang die Alte plötzlich auf. „Potz tausend!" sagte sie: „das Alter macht vergeßlich! Ich pflanze mich ruhig da her, und hab' im Schlosse eine nöthige Verrichtung, die augenblicklich gethan werden muß. Bleiben Sie, Herzchen! Ich bin bald wieder bei Ihnen. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben." — So sprach sie, zum Signal für den Kammerjunker, mit heller Stimme, und wackelte fort.

Falkenhof schlüpfte leise aus seinem Versteck hervor, und machte, wie unabsichtlich lustwandelnd, mit gemächlichen Schritten, über einander gekreuzten Armen und zur Erde gesenkten Augen, einen Umweg nach der Laube hin. Nahe vor dem Eingang derselben schlug er den Blick schnell empor, und heuchelte ein freudiges Schre-

cken, Agathen hier zu finden. Ihr war diese Ueberraschung nicht angenehm. Sie stand bestürzt auf, eilte aus der Laube, und wollte, mit einer flüchtigen Verbeugung, neben ihm vorbei nach dem Schlosse fliehen. Er umfaßte sie, mit dringender Bitte, da zu bleiben. Sie verweigerte das, und strebte, sich zu befreien. Er versuchte, sie mit Gewalt in die Laube zurück zu drängen; sie rief nach Hülfe; der Retter sprang herbei, sah den Lüstling scharf an, und blieb fest vor ihm stehen.

„Was will Er? Worauf wartet Er?" fragte der Kammerjunker.

„Ich verbitte das Er!" antwortete Hermann: „Mein Herr nennt mich Sie; — und was ich erwarte, das ist Ihre schleunige Entfernung." —

„Wie?" — sagte Falkenhof: „Ein Domestik will dem Gastfreunde seines Herrn gebieten?" —

„Ich gebiete nicht;" versetzte der Leibschütz: „ich fordre Sie nur auf, die Gastfreundschaft dadurch nicht zu verletzen, daß Sie hier Gewaltthätigkeiten ausüben." —

„Lächerliche Anmaßung!" rief Jener. „Doch es wär', auf meine Ehre! das erste Mal, daß ich mich

zum Wortwechsel mit einem Bedienten erniedrigte. Also fort! fort! Ich will hier allein seyn." —

„Das sollen Sie!" sagte Hermann. „Ich geleite das Fräulein ins Schloß." —

Froh ergriff Agathe seinen Arm. Der Kammerjunker faßte ihn heftig an der Brust. Hermann zog seinen Hirschfänger, und führte so, ohne weitern Widerstand, die Gerettete aus dem Garten. Sie dankte ihm mit den verbindlichsten Worten, und versicherte mit nassen Augen, sie werde diese Schutzleistung nimmer vergessen.

33.

Die Ausforderung.

Zähnknirschend folgte der Kammerjunker von weitem. Als er ins Schloß kam, rief er den Herrn von Föhrwald aus dem Spielzimmer in ein andres, und beklagte sich: der Leibschütz habe ihn, indem er mit Fräulein Harand einige Worte im Garten gesprochen, mit entblößtem Hirschfänger meuchlings überfallen.

„Nicht möglich!" rief Föhrwald staunend. „Mein Leibschütz? Der brave, vernünftige, bescheidne Mensch?" —

Falkenhof wiederholte seine Anklage, und setzte für die Wahrheit derselben seine Ehre zum Pfande.

„Sie sollen Genugthuung haben;“ sagte Föhrwald: „Doch zuvor muß ich den Leibschützen verhören.“

Der Kammerjunker schien sich über diese Umständlichkeit aufhalten zu wollen, doch ging er still von dannen.

Hermann berichtete seinem Herrn die Sache, wie sie war. Agathe, die Herr von Föhrwald ebenfalls darüber befragte, bestätigte die Aussage ihres Retters. Der Kammerjunker erhielt nun, statt der erwarteten Genugthuung (die, nach seinen Gedanken, wenigstens in plötzlicher Verabschiedung des Leibschützen bestehen sollte), den gerechten Vorwurf, daß sein Ehrenwort kein sicheres Pfand sey, indem sich der Auftritt im Garten ganz anders verhalte, als er ihn vorgetragen habe.

„Sie glauben also Ihrem Bedienten mehr als einem Cavalier?“ sagte Falkenhof.

„Bei mir gilt Wahrheit, ohne Ansehen der Person;“ antwortete Föhrwald.

Es erfolgte ein hitziger Streit, in welchem sich der Kammerjunker am Ende verlauten ließ: er würde, nach den Gesetzen der Ehre, Genugthuung fordern, wenn

ihn nicht des Herrn von Föhrwald körperlicher Zustand zur Mäßigung bewegte.

„Thun Sie sich deßhalb keinen Zwang an!" erwiederte Dieser. „Mein Arm ist schwach, aber immer noch stark genug, Ihnen auf jede beliebige Art zu Diensten zu stehen."

Falkenhof verließ mit raschen Schritten das Zimmer, und schmetterte die Thür hinter sich zu.

Nach solcher Kriegserklärung schien ein Kampf unvermeidlich. Es war zu vermuthen, der Kammerjunker habe sich bloß darum so schnell entfernt, um seine Waffen in den Stand zu setzen. Auch Herr von Föhrwald ging in seine Gewehrkammer, legte ein Paar Pistolen bereit, und begab sich dann wieder an den Farotisch, um den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Kurz darauf wurde der Edelmann, der den Händelstifter ins Schloß gebracht hatte, aus dem Spielzimmer gerufen. „Nun ist's richtig;" sagte Föhrwald zu sich: „Er soll Secundant seyn, und die förmliche Ausforderung überbringen."

Erst nach einer Stunde kam der Abgerufene zurück und meldete: der Herr Kammerjunker sey eben — abgereis't, und lasse sich der Gesellschaft bestens empfehlen.

Alle sahen den Botschafter mit starrer Verwunde-

rung an. Nur der Major sprang mit auffallender Bestürzung vom Stuhl auf, und lief in den Stall, um zu untersuchen, ob ihm etwa Falkenhof den geschenkten Engländer wieder entführt habe. Das Pferd war noch da; der Major kam wohlgemuth zurück, schwor bei seinem Barte, der Kammerjunker sey ein Ehrenmann, und beklagte höchlich, daß er das Schloß so plötzlich verlassen habe.

„Freuen Sie sich darüber, Herr Oberstwachmeister!“ sagte Föhrwald. „Der übermüthige Hofschranz hatte nicht die feinsten Absichten auf Ihre Tochter.“

„Absichten auf meine Tochter?“ rief der Major hastig. „Das wär' mir erwünscht!“ —

Föhrwald erzählte ihm den frevelhaften Angriff im Garten, und versah sich, daß er nun auf den Kammerjunker recht losziehen würde; aber nichts weniger als das. Er sagte im Gegentheil: ein solcher Scherz beweise noch keinen bösen Vorsatz; seine Tochter sey ein einfältiges Geschöpf, das vor Männern, wie vor Schlangen, fliehe, und der Leibschütz habe kein Recht gehabt, sich in den Handel zu mischen.

Nach dieser Erklärung, die Herr von Föhrwald nicht ohne Kopfschütteln anhören konnte, fuhr der Major, wie ein wilder Eber, in Agathens Zimmer, und warf

ihr mit den härtesten Worten vor, daß sie sich gegen den Kammerjunker kindisch aufgeführt habe. Madame Klotz schürte die Flamme seines Zorns noch mehr an. Herr von Falkenhof, sagte sie, habe ihr noch im Moment seiner Abreise vertraut, daß er die zärtlichste Liebe gegen das Fräulein empfunden habe, und bloß durch die im Garten erfahrene Abneigung und Verachtung bewogen worden sey, sein Herz zur Ruhe zu weisen, und sich schleunig zu entfernen. Himmel! in welche Wuth gerieth der Major über den eingebildeten Verlust des großen Glücks, das ihm, nach dieser Vorspiegelung, so nahe gewesen war! Er stürzte auf Agathen los, um sie zu schlagen. Das verhinderte zwar Falkenhofs Freund, der eben dazu kam; aber auch er bekräftigte der Haushälterin Vorgeben: denn der Kammerjunker hatte beide angestiftet, den Oberstwachmeister auf diese Art gegen Herrn von Föhrwald und den Leibschützen in den Harnisch zu bringen. Eine ernste, gesetzliche Verbindung mit Agathen war dem Wildfang nicht in den Sinn gekommen. Er liebte das ungebundene Leben zu sehr; doch war er gewillet, sich mit der Zeit, wenn Vermögen und Gesundheit (die er beide verschwendete) auf die Neige gingen, nach einer reichen Gemahlin umzusehen.

Er erreichte durch seine Werkzeuge den Zweck, daß der grimmige Freibeuter bei seinem Knebelbarte schwor: Herr von Föhrwald müsse entweder den Leibschützen auf der Stelle verabschieden, oder sich zu einem Zweikampf entschließen.

„Die Wahl ist nicht schwer;" sagte der biedre Föhrwald, als ihm der Major mit ungestümen Worten diesen Antrag machte. „Ich kann einen redlichen Diener, wegen einer edlen Handlung, nicht bestrafen; also schlagen wir uns." —

Der Major, dieser kurzentschlossenen Antwort nicht gewärtig, stutzte merkbar, und überließ ihm, um vielleicht noch durch Höflichkeit eine Sinnesänderung zu bewirken, die Bestimmung der Waffen.

„Pistolen!" sagte Föhrwald. „Mein gelähmter Arm hindert mich, den Degen zu führen."

Es war indessen Nacht geworden. Das Duell mußte bis zum folgenden Tage verschoben werden. Herr von Föhrwald war ruhig. Er hatte durch ein Testament sein Haus längst bestellt.

Einige vernünftige Männer führten dem Oberstwachmeister zu Gemüthe, daß es unschicklich sey, im Schooße der Gastfreundschaft Unruhe zu stiften; aber er bramarbasirte desto mehr, und überwarf sich mit ihnen.

Andere riethen dem Herrn von Föhrwald: er solle dem Eisenfresser auf eine gute Art zehn Louisd'or in die Hände spielen, und des Duells werde dann nicht weiter gedacht werden. „Welcher Vorschlag!" sagte Föhrwald: „Soll ich, als ein Feiger, erscheinen? Und würde nicht Harand ein solches Vergleichsmittel mit beleidigtem Ehrgefühl verwerfen?" — Die Unterhändler erboten sich, für das Gegentheil zu bürgen: denn dem Major, sagten sie, hänge noch die Sitte der Freibeuter an, durch Drohungen Geld zu erpressen. Dennoch setzte Herr von Föhrwald diesen und mehrern Vorstellungen ein standhaftes Nein entgegen. Er wählte einen Secundanten, und ging hierauf an den Schreibtisch, um seinem Testamente ein Codicill beizufügen, worin er dem Leibschützen ein Vermächtniß bestimmen wollte.

34.

Der Ausweg.

Kaum war die Feder ergriffen, als Hermann in der größten Gemüthsbewegung, und mit Thränen in den Augen, ins Zimmer trat. „O, welches Unheil hab' ich

angerichtet!" rief er aus. „Nein, Herr von Föhrwald, Sie sollen sich meinetwegen keiner Todesgefahr aussetzen! Haben Sie die Güte, verabschieden Sie mich, um den Zwist ohne Blutvergießen zu enden."

„Lieber Hermann!" antwortete Föhrwald: „Sie sind ein edler Mensch, Sie meinen es herzlich gut; aber verabschieden kann ich Sie nicht. Das wär' eine Ungerechtigkeit, gegen die sich mein Herz empört, und dazu soll mich der Raufer durchaus nicht zwingen!" —

„Das soll er auch nicht!" sagte Hermann: „Gewähren Sie mir freiwillig meine Entlassung, um die ich dringend bitte." —

„Jetzt nicht, mein Sohn!" sprach Herr von Föhrwald. „Wenn ich aber mit dem Major Kugeln gewechselt habe, und Sie wollen dann noch Ihr Glück weiter versuchen, so will ich Sie nicht davon abhalten." —

Der Leibschütz ließ nicht nach, seinen Abschied zu fordern, und Herr von Föhrwald verweigerte denselben mit gleicher Beharrlichkeit. „Nun, so bleibt mir nichts übrig," sagte Jener zuletzt, „als wider Ihren Willen in dieser Nacht meinen Dienst zu verlassen. Wo sollt' ich in der Welt Ruhe finden, wenn Ihnen meinetwegen ein Unglück begegnete!" —

„Braver Jüngling!" rief Föhrwald, und umarmte

ihn. „Dein leidenschaftlicher Eifer für mein Wohl rührt mich! Er verdient, daß ich ihm Raum gebe. Ich willige mit Schmerz in unsere Trennung. Sieh, ich war eben im Begriff, dir eine kleine Summe zu vermachen, im Fall der Zweikampf für mich unglücklich ausschlüge. Nimm sie nun, als Reisegeld, von mir an!"

Er reichte ihm eine Rolle, die hundert Louisd'or enthielt. Hermann sträubte sich gegen dieses Geschenk; doch er mußte nachgeben. Sie waren beide sehr bewegt.

„Wann willst du reisen?" fragte Föhrwald mit gepreßter Stimme.

„Innerhalb einer Stunde," antwortete Hermann.

„Nein, mein Sohn! erwarte den Morgen, und geh nicht ohne Abschied von mir!"

Hermann verließ weinend das Zimmer, und überlegte, wohin er sich wenden wollte. Er hatte seinem Pflegevater versprochen, nicht sogleich vor jedem Mißgeschicke zur Heimath zu flüchten; die gegenwärtige Geschichte verdiente auch nicht einmal den Namen eines Unglücks: es war daher sein erster, fester Gedanke, nicht heimzukehren. Aber wohin vorwärts? — Er zweifelte, einen so guten, menschenfreundlichen Herrn, als er gehabt hatte, je wieder zu finden; und es wollte ihm nicht in den Kopf, sich einer härtern Dienstbarkeit zu

unterwerfen. Er sehnte sich vielmehr nach voller Freiheit, und hielt es für keine unmögliche Sache, sich die Bedürfnisse seiner Genügsamkeit als Porträtmaler zu erwerben, da er besonders einen ansehnlichen Nothpfennig besaß, den er in brodlosen Zeiten zu Hülfe nehmen konnte. Dieser Einfall gefiel ihm so wohl, daß er auf der Stelle dem Pfarrer Brok schriftlich meldete: er verlasse Hirschfeld, und gehe als Maler auf Reisen.

Indessen erschallte sein Lob aus dem Munde des Herrn von Föhrwald, der des Jünglings hochherzigen Entschluß der sämmtlichen Gesellschaft mit strenger Wahrheit erzählte. „Das ist brav!“ sagten Viele, und freuten sich, daß der Zweikampf nun unterbleibe.

„Mit nichten!“ schrie der Major. „Verabschiedung — das heißt: schimpfliches Fortjagen — oder Duell; das war die Abrede, und davon geh' ich nicht ab.“ —

Einige elende Wichte gaben ihm Beifall. Es mußte in der Geschwindigkeit ein Ehrengericht niedergesetzt werden. Da entschied denn, nach heftigen Debatten, die Stimmenmehrheit der Gutgesinnten gegen den Freibeuter.

„Nu, zum Teufel! so mag der Bursch meinethalben auch hier bleiben!“ rief er zornig.

„Nein, er soll gehn, schlechterdings gehn!“ erwie-

derte Föhrwald. „Es hätte sonst das Ansehen, als besäßen der Herr Major über mich und meine Leute eine gewisse oberherrliche Gewalt, die ich in keinem Fall anerkenne. Ueberhaupt wird es mir lieb seyn, wenn Jeder, der sich nicht freundschaftlich betragen will, mein Haus von Stund' an meidet." —

Dieser muthige Bannspruch wirkte auf die Mißvergnügten wie ein Donnerschlag. Sie wurden im Augenblick alle sehr freundlich; denn es hatte ihnen an Föhrwalds köstlicher Tafel zu wohl geschmeckt, als daß sie Lust haben konnten, diese gute Weide so schnell wieder zu verlassen.

35.

Die Haarlocke.

Am folgenden Tage stand Herr von Föhrwald früh auf, und erwartete Hermanns Abschied mit Unruhe. Der Jüngling kam reisefertig. Er hatte sich vorgenommen, viel Schönes zu sagen; aber er konnte vor Weichmüthigkeit nicht sprechen. „Leb wohl, mein Lieber!" sagte Herr von Föhrwald. „Bleib immer so gut und rechtschaffen, als du es hier warst, und wende dich ge=

trost an mich, wenn irgend eine Noth auf dich andringt! Ich werde dich nie vergessen; das soll dir noch einst mein letzter Wille bezeugen." — Er umarmte ihn, bedeckte seine Augen mit der Hand, und ging schnell in ein Nebengemach.

Hermann wankte fort. Er nahm seinen Weg bei Agathens Zimmer vorbei, um sie vielleicht noch zu sehen. Sie stand, seiner harrend, an der Thür, und sagte mit leiser Stimme, weil Madame Klotz ihre Wandnachbarin war: „O lieber Herr Brok, wie weh thut es mir, daß Sie um meinetwillen hier auswandern müssen! Nicht wahr, Sie verwünschten die Stunde, da ich einen Fuß in dieses Haus setzte?" —

„Nein, gutes Fräulein!" antwortete Hermann: „Ich zähle sie vielmehr zu den glücklichsten Stunden meines Lebens."

„Es war eine so edle That, und Sie leiden dafür!" fuhr sie fort, und trocknete sich die Augen.

„Diese Thräne ist mein schönster Lohn!" sagte Hermann. „Und wollen Sie mich ganz beglücken, so schenken Sie mir zum Andenken das Tuch, das diese Thränen aufnahm." —

O, wie gern! wie gern! sprach sie mit Erröthen. „Warten Sie einen Augenblick!" Sie flog ins Zim=

mer, nahm vom nächsten Tisch eine Scheere, schnitt sich eine Haarlocke ab, umwickelte sie mit dem seidenen Tuche, und gab es ihm so. Mit sprachlosem Entzücken küßte er ihre Hand, küßte das Tuch, drückte es an seinen Busen, und eilte hinweg.

Madame Klotz (die sonst täglich mit den Hähnen aufstand, und alle Winkel des Schlosses geschäftig durchkreuzte) ließ sich mit Bedacht an diesem Morgen nicht sehen, und Hermann war zu begeistert, als daß er hätte daran denken können, dem gemeinen Weibe seinen Abschiedsgruß aufzudringen.

Die übrige Dienerschaft, die ihn um den Genuß vorzüglicher Herrengunst beneidet hatte, trennte sich kühl von ihm. Nur der Trommelschläger war gerührt, bemächtigte sich, aller Einwendungen ungeachtet, des Reisebündels, lud es auf seinen Rücken, und begleitete so den Wanderer eine Meile weit.

36.

Ein Zeitraum von vier Jahren.

Hier fände nun ein literarischer Plusmacher die schönste Gelegenheit, sich durch eine weitschweifige Reisebeschrei-

bung zu bereichern. Aber das verarmte Publikum hat jetzt Ursache, sich vor dicken und theuern Büchern zu scheuen, und es wäre daher nicht übel, wenn dergleichen habsichtige Schriftsteller durch irgend ein Gesetz, wie einst sans comparaison die Fischhändler in Wien, gezwungen werden könnten, wohlfeile Waare zu liefern. Es galt nämlich vor alten Zeiten in gedachter Stadt eine Polizeiverordnung vom Jahre 1331, worin es hieß: „Kein Fischer, der grüne Fisch feil hat, soll einen Mantel oder Hut haben, sondern Sommers und Winters, im Sonnenschein und Regen, mit bloßem Haupt am Markt stehen, daß er desto baß eile, und den Leuten bessern Kauf gebe.“ — Warum verfährt man nicht auf eine ähnliche Weise mit losen Scribenten, die überführt werden können, daß sie durch ungebührliche Weitläufigkeit ihren Ehrensold zu vermehren beflissen sind? — Man lasse sie doch jedes ihrer Werke, das über ein Alphabet stark werden soll, nur in den kältesten Wintermonaten schreiben, und zwinge sie, ihr Pult unter freiem Himmel aufzuschlagen: sie werden sich dann hinfort wohl hüten, das Publikum durch bändereiche Werke in Contribution zu setzen.

Schreiber dieses kann eine solche Polizeiverordnung kühnlich in Vorschlag bringen. Er hat den Gränz-

pfahl des Alphabets nur ein einziges Mal überschritten, und es müßte daher keine Gerechtigkeit im Lande seyn, wenn man ihn verurtheilen wollte, seinen Schreibtisch auf Schnee und Eis zu stellen. Um auch künftig nicht in diese Strafe zu verfallen, springt er jetzt über eine Kluft von vier Jahren, die mancher eigennütziger Scribler mit einer Brücke von vielen Bogen überbauen würde, mit gleichen Füßen hinweg, weil in diesem Zeitraume dem reisenden Maler eben nichts Denkwürdiges begegnete. Er durchwanderte einen großen Theil von Deutschland, wandte sich dann in die nordischen Reiche, und drang bis Moskau vor. In ansehnlichen Städten, wo es ihm gefiel, bot er seine willigen Dienste, als Bildnißmaler, in den Zeitungen an, machte an den meisten Orten gute Geschäfte, und gewann überall so viel, daß seine bescheidenen Wünsche völlig befriediget wurden, und er, bei sparsamer Haushaltung, nie gezwungen war, von der goldnen Schnur zu zehren, die ihm Herr von Föhrwald zur Reise geschenkt hatte. Dieses freie, anmuthige Künstlerleben war ihm nirgends durch einen widrigen Vorfall verbittert; ausgenommen, daß er mit einigen veralteten, aber noch eroberungssüchtigen Damen, in Händel gerieth, weil ihnen sein aufrichtiger Pinsel nicht sattsam geschmeichelt hatte,

und sie deßhalb die Aehnlichkeit der Porträte bestritten. Er endete diese kleinen Mißhelligkeiten durch freiwilligen Verzicht auf das Honorar; aber er setzte nachher keinen Pinsel mehr an, wo er Coquetterie und Runzeln beisammen fand.

Im kalten Norden ergriff ihn plötzlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach der mildern Luft seines Vaterlandes, von dem er nun vier Jahre entfernt war. Er pilgerte dahin zurück, und richtete seinen Weg nach der Hauptstadt.

Einige Meilen vor derselben überfiel ihn in einem öden Walde eine Bande bewaffneter Räuber, die noch kurz vorher unter dem Panier eines solchen Helden, wie einst Herr von Harand gewesen war, gefochten hatten, und jetzt, nach beendigtem Kriege, die Straßen unsicher machten. Für diese Vagabunden hatte er gespart und gearbeitet: für sie hatte er Föhrwalds hundert Goldstücke ungetastet bis Moskau und wieder zurück getragen. Sie plünderten ihn rein aus, und rechneten es ihm noch als eine Großmuth an, daß sie ihm, zur Fortsetzung seiner Reise, drei oder vier Dukaten und die Kleider auf dem Leibe ließen. Auch erkämpfte er Agathens Taschentuch aus den Klauen des Gesindels zurück, und es war für ihn ein wirksamer Trost, daß

er wenigstens ein ihm so theures Heiligthum gerettet hatte.

Manchem andern Beraubten hätte vielleicht die Verzweiflung dieses Tuch zu einem Strick gedreht, um sich damit am nächsten Baum aufzuknüpfen; aber Hermann wußte seine gesunden Hände besser, als zum feigen Selbstmord zu brauchen. Mit dem Entschluß, sie schnell wieder in die Thätigkeit zu setzen, schritt er muthig auf die Hauptstadt zu, und kam ohne weiteres Ungemach in derselben an. Seine Umstände nöthigten ihn, einen Gasthof vom niedern Range zu suchen. Er nahm von einem Hinterstübchen Besitz, und schrieb sogleich für die Zeitungen ein Avertissement, worin er sich dem Publikum als Porträtmaler empfahl.

37.

Der Vetter in Amerika.

Kaum war diese Anzeige gedruckt, so erschien in seiner Wohnung ein eleganter Bedienter, der ihn, im Namen einer Frau von Bahlingen, der Gemahlin eines Hauptmanns, ersuchte, sich zu ihr zu bemühen.

Er ging sofort in ihr Haus, ward in ein großes

Prunkzimmer geführt, und als man ihn da einige Minuten allein gelassen hatte, trat in dasselbe eine schöne, junge Dame, deren Anblick ihn so in Erstaunen setzte, daß er, anstatt ihr entgegen zu gehen, ein paar Schritte zurück wich. Er glaubte, Paulinen vor sich zu sehen; aber der Gedanke, daß es nicht möglich sey, und der Dame fremdes Benehmen, brachte ihn wieder in Fassung. Sie fing an zu sprechen; er stutzte von neuem; es war Paulinens Stimme; nur Ton und Mundart näherten sich hier mehr der feinen, vornehmen Welt. „Haben Sie jetzt Muße, mich zu malen?" fragte sie höflich, doch kalt, und kaum hörbar. Er bejahte. „Ich besitze schon ein Porträt von mir;" fuhr sie fort: „das will ich Ihnen doch vorher zeigen."

Sie verließ ihn, und kam bald zurück mit einem Gemälde, dessen hintere Seite sie ihm so lange zukehrte, bis sie ganz nahe vor ihm stand. Jetzt wandte sie es geschwind um, und was sah er? — Sein eigenes Kunstwerk, das Bildniß Paulinens, das er vor sechs Jahren im Schlosse Hirschfeld gemalt hatte. „Himmel! welche glückliche Verwandlung!" rief er starrend aus.

„Ja, mein Freund!" sagte sie lachend. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein ge-

worden! Ich bin Pauline Reinhard, die von Madame Klotz, nichtswürdigen Andenkens, aus Hirschfeld vertrieben werden mußte, um hier in Fortunens offne Arme zu fliegen. Ich bin reich, und bin die Gattin eines braven Mannes, des Hauptmanns von Bahlingen, den seine Waffengefährten den Ritter ohne Furcht und Tadel zu nennen pflegen. Aber es wäre sehr undankbar, wenn ich jemals vergäße, daß ich Ihnen, mein werther Freund, Ihrer muthigen Vertheidigung meiner Unschuld diesen Glücksfall hauptsächlich verdanke." —

„Unmöglich!" sagte Hermann: „Sie beehren mich mit einem unverdienten Lobspruche."

„Nein, ich sage nicht zu viel!" erwiederte Frau von Bahlingen. „Davon wird Sie meine Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will, überzeugen. Doch, damit sie Ihnen nicht zu trocken und langweilig werde, lassen Sie uns ein Glas Wein dabei trinken."

Sie klingelte; ein Bedienter trug Wein und Backwerk auf; dann begann sie folgende Erzählung:

„Ich ging von Hirschfeld schnurstracks in diese Stadt, wo mich eine arme, alte Verwandte gefällig aufnahm. Sie gab sich viel Mühe, mich bei einer guten Herrschaft unterzubringen; aber alle Versuche schlugen fehl,

weil ich kein Zeugniß meines frühern Wohlverhaltens aufweisen konnte. Plötzlich erschien in der Zeitung des Herrn von Föhrwald gedrucktes Attestat. Ich sah mit Vergnügen daraus, daß ich Sie, lieber Brok, um Rettung meiner Ehre nicht vergebens ersucht hatte; und nun gewann auch sogleich mein Schicksal eine bessere Gestalt. —

An einem der nächsten Tage trat ein alter, steifgekleideter Mann, mit Beutelperücke, Degen und Armhut, in mein Stübchen, und fragte mit bedächtigen, gleichsam auf der Goldwage abgewogenen Worten: ob hier ein gewisses lediges Frauenzimmer, das sich Pauline Reinhard nenne, anzutreffen sey. Ja, das ist mein Name! antwortete ich. Er nickte schweigend mit dem Kopfe, zog eine Brille aus ihrem Futteral, polirte sie auf dem Rockärmel, setzte sie auf die Nase, langte aus seiner Brieftasche ein Zeitungsblatt hervor, suchte vorn und hinten in demselben herum, und machte das alles mit so tempernder und zaudernder Bedachtsamkeit, daß eine Viertelstunde verging, ehe ich wußte, was der seltsame Patron wollte. Endlich, nachdem er sich noch erst mehrmals geräuspert hatte, hob er mit einem feierlichen Predigertone an: In gegenwärtigem Zeitungsblatte Nro. 82, vom zehnten Julius anni currentis,

ist von einer jungen Person weiblichen Geschlechtes, Namens Pauline Reinhard, folgender Maßen und also die Rede — —

Ich unterbrach ihn schnell mit der Erklärung, daß ich den mich angehenden Zeitungsartikel vollkommen kenne; er ließ sich aber dadurch nicht abhalten, ihn pathetisch vorzulesen, und mich auf's Gewissen zu fragen: ob ich das quästionirte Frauenzimmer (so drückte er sich aus) in der That und wahrhaftig sey. Ich berief mich auf die Alte, bei der ich wohnte, die aber gerade nicht zu Hause war. Er legte, sinnend, den Finger an die Nase, und gab einige Minuten lang nichts als Hum! und Hem! von sich zu hören. Dann sprach er: Meine wertheste Jungfer, nach reifer Erwägung und genauer Combination aller Umstände, hoffe und glaube ich, weder irre noch fehl gegangen zu seyn, und ich trage demnach weiter kein erhebliches Bedenken, Derselben den Grund und die Ursache meiner Ankunft **sub rosa** zu eröffnen. —

Kurz, — denn wann würde ich fertig, wenn ich den Wortverschwender immer redend einführen wollte! — er suchte ein Mädchen in seine Junggesellenwirthschaft, war durch Föhrwalds Empfehlung auf mich aufmerksam geworden, und hatte zufällig in einer Familie, wo

mein Hausmütterchen aus und ein ging, meine Wohnung erfahren.

Ehe er sich aber noch in weitere Verhandlungen mit mir einließ, fragte er nach meiner Herkunft. Ich sagte, mein verstorbener Vater sey ein Rechtsgelehrter gewesen. Wie? sprach er: ein **Jurisconsultus**? — Doch nicht etwa gar der ehrliche Paul Abraham Reinhard, weiland **Notarius publicus** und **Jurispracticus** in Liebenstein? — Derselbe! sagte ich. — O, Himmel! wie wunderbar sich das fügt! rief er aus: Der Herr Vater, seligen Andenkens, war vor Olimszeiten mein Universitätsfreund und Special. Ich kannte mein Leben lang keinen treuern und redlichern Compan; und da ich das gute Vertrauen hege, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen sein wird, so bin ich um so mehr entschlossen und bereit, meines Freundes nachgelassene Jungfer Tochter, als Wirthschafterin, zu mir zu nehmen. Ich bin der geheime Secretarius Gimpel. Der Himmel hat mich mit einigen Glücksgütern gesegnet, und ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein genereser Mann, wenn man sich in mich zu schicken weiß. —

Jetzt kam meine Verwandte nach Hause. Sie rieth mir, die angetragene Stelle nicht auszuschlagen; ich nahm sie an. Herr Gimpel behandelte mich gut; nur

sein ewiges langweiliges Geschwätz war unleidlich. Seine jüngern Collegen hatten ihm einen griechischen oder lateinischen Spottnamen gegeben, den ich jetzt noch kaum über die Zunge bringen werde. Sie nannten ihn den Herrn **Ple** — **Pleo** — ach! ich habe das kauderwälsche Wort vergessen. —

„**Pleonasmus** vielleicht?“ sagte Hermann.

„Getroffen! Herrn **Pleonasmus** nannten sie ihn. Aber was heißt das?“

„Der **Pleonasmus**,“ antwortete Hermann, „ist ein fehlerhafter Ueberfluß der Rede, ein Doppelausdruck für eine einfache Sache; kurz, eine abgeschmackte Worthäufung, wie sie sich Herr Gimpel angewöhnt hatte. Sein eigener Amtstitel war, zum Beispiel, ein vollkommener **Pleonasmus**: denn ein geheimer Secretär ist ein geheimer Geheimschreiber.“ —

„Jetzt bekomm' ich Licht!“ sagte Frau von Bahlingen. „Nun weiter in meiner Geschichte! Herr Gimpel betrachtete mich nach und nach mit zärtlichen Augen, und erbot sich endlich sogar, mich zu seiner Gemahlin zu erheben. Ich konnte — um ein Mal ganz in seiner Sprache zu reden — den alten, hochbejahrten, siebzigjährigen Greis unmöglich lieben; aber ich verehrte ihn, und sein häuslicher Wohlstand (der noch

durch Beerbung eines reichen Vetters in Amerika vermehrt werden sollte) lachte meine Armuth an. Nur der häßliche Name meines Freiers hätte ihm beinahe einen Korb zugezogen. Ich konnte mich wirklich kaum entschließen, mich vor dem Altare zu einer Frau Gimpelin einweihen zu lassen; doch die Vernunft siegte über diese kindische Bedenklichkeit, und der Herr geheime Geheimschreiber ward mein Gatte.

Wir lebten ein Jahr in friedlicher Ehe; dann starb er, und hinterließ mir, als Universalerbin, reine zwanzigtausend Thaler, ohne die amerikanische Erbschaft, die damals noch nicht in unsern Händen war, und deren Beschaffenheit wir auch noch nicht kannten. Ich erhielt erst einige Monate nach meines Gatten Tode über England die Nachricht, daß sie gegen hunderttausend Thaler betrage. Doch stand der Empfang noch im weiten Felde; denn einige Verwandten meines Mannes nahmen das ganze Erbe, mithin auch die amerikanischen Schätze, in Anspruch, und ich mußte den baaren Nachlaß zu gerichtlicher Verwahrung ausliefern. Dennoch umschwärmten mich bald in der guten Hoffnung, daß ich den Prozeß gewinnen würde, viele Freier, unter welchen sich ein gewisser Kammerherr von Falkenhof und mein jetziger Gatte auszeichneten." —

„Kammerherr von Falkenhof?“ rief Hermann. „Ich gerieth einst in Hirschfeld mit einem Kammerjunker dieses Namens in Streit.“ —

„Wahrscheinlich derselbe;“ sagte Frau von Bahlingen. „Er hat den Kammerherrnschlüssel erst später erhalten. Sein Vorname ist Florentin; er stammt aus dem Hause Eibenburg, und sieht Ihnen etwas ähnlich.“ —

„Richtig! Er ist's!“ sprach Hermann. „Ich werde Ihnen nachher meine Fehde mit ihm erzählen.“

„Ich muß gestehen,“ fuhr Frau von Bahlingen fort, „daß ich den widrigen Namen Gimpel so bald als möglich wieder los zu werden wünschte. Narren und Närrinnen spöttelten darüber. Unter andern begegnete mir einst in einem öffentlichen Lustgarten, wo die elegante Welt der Hauptstadt versammelt war, der fatale Streich, daß eine meiner Freundinnen, die eine wahre Posaunenstimme besitzt, über zwanzig Kaffeetische hinweg: Madame Gimpel! rief. Da hätten sie hören sollen, was für ein unartiges Gelächter rings umher ausbrach! Ich war fast des Todes, und entschloß mich auf der Stelle, den schönern Namen Falkenhof je eher je lieber anzunehmen. Aber man warnte mich in der Folge von allen Seiten vor dem Kammerherrn, als einem ungeheuern Verschwender. Man sagte mir:

ſein Vater ſey vormals ein hochbegüterter Mann geweſen: doch der wilde, ausſchweifende Sohn habe ihn ganz herunter gebracht; und es ſey alſo nichts gewiſſer, als daß der Kammerherr mir bloß darum den Hof mache, um das vom Vetter in Amerika aufgehäufte Gold zu erobern und zu vergeuden. Auch meinen jetzigen Mann, der damals noch Lieutenant und arm war, ſuchte man, als einen eigennützigen Liebhaber, bei mir verdächtig zu machen.

Ich ſchwankte zwiſchen ihm und Jenem; ich wußte nicht, welchen ich wählen ſollte. Für Bahlingen ſprach mein fühlendes Herz; für den Kammerherrn der rangſüchtige Kopf. Ich veranſtaltete zuletzt eine Prüfung, welcher von beiden mich redlich liebe. Mein Sachwalter half mir ſie ausführen. Er ſtreute, von mir darum erſucht, überall aus: mein Prozeß habe durch neue, von den Gegnern beigebrachte Urkunden, eine ſo ſchlimme Wendung genommen, daß ich ihn ohne Rettung verlieren würde. Falkenhof kam ſogleich zu mir, und fragte mich mit ängſtlicher Haſtigkeit, ob die umlaufende Sage gegründet ſey. Ich ſeufzte: Ja! Er entfärbte ſich, ſchalt auf Richter und Advokaten, brach in ſichtbarer Zerſtreuung ſeinen Beſuch ſchnell ab, und noch denſelben Tag erfuhr ich, daß er an der öffentlichen

Tafel eines Hotels geäußert hatte: er müßte selbst ein Gimpel seyn, wenn er sich mit einer bürgerlichen Panvresse mesalliirte. — Bahlingen hingegen sagte: Sie, Freundin, beklag' ich, mir aber wünsch' ich Glück, daß der Verlust Ihres Vermögens die Reinheit meiner Liebe enthüllt. — Diese Herzensworte entschieden auf der Stelle unsere Verbindung, und nun erst entdeckte ich ihm den Ungrund des Stadtgesprächs. Auch der Kammerherr kam bald hinter die Wahrheit, und war unverschämt genug, sich wieder bei mir einschmeicheln zu wollen. Ich antwortete ihm, wie sich's gebührte. Er betrug sich sehr ungeberdig, und drohte Rache. Ich sagte lächelnd: dagegen werde mich Bahlingen, mein Verlobter, wohl schützen. Er verließ mich mit übermüthigem Hohn. Seitdem sprach ich ihn nicht wieder.

Kurz nachher gewann ich meinen Prozeß, erhielt die Erbschaft aus Amerika, und heirathete Bahlingen. Der Krieg rief ihn von meiner Seite ins Feld; er kehrte als Hauptmann zurück, und ist jetzt verreist, um für uns den Kauf eines schönen Landgutes abzuschließen. Ich freue mich ungemein auf diese Besitzung. Sie hat den einzigen Fehler, daß sie nahe bei Eibenburg liegt; doch der verschwenderische Kammerherr wird bald mit

den väterlichen Gütern vollends fertig werden, und also nie dort residiren.“ —

38.

Gute Nachrichten.

Nun kam der Maler an die Reihe, seine Fata zu erzählen, und er that es mit Aufrichtigkeit. Frau von Bahlingen neckte ihn mit dem Vorwurf, daß er ihr, wegen des Fräuleins Harand, untreu geworden sey. „Doch damit Sie sehen, wie gutherzig ich bin,“ fuhr sie fort, „so will ich Ihre Flatterhaftigkeit nicht allein verzeihen, sondern Ihnen sogar Mittel und Wege zeigen, allenfalls noch heute Agathen zu sprechen.“ —

„Nein, das ist nicht möglich!“ rief Hermann frohbestürzt, und sprang mit glühenden Wangen vom Stuhl auf.

„Ha! wie Ihr Geist gleich Flügel bekommt!“ sagte Frau von Bahlingen. „Setzen Sie sich, und hören Sie mich ruhig an! Agathens Vater ist seit drei Monaten todt. Sie, schon längst mutterlos, ward dadurch eine ganz verlassene Waise, und wußte kaum, wohin sie ihr Haupt legen sollte; denn Harand starb in der

schmälichsten Armuth. Einer seiner vormaligen Kriegskameraden, der Oberste von Morlach, der hier außer Dienst lebt, bot der Unglücklichen einen Zufluchtsort in seinem Hause an, und da befindet sie sich.“ —

„Wo wohnt der Edle?“ rief Hermann, indem er hastig nach seinem Hute griff.

„Das ist lustig!“ sprach Frau von Bahlingen. „Ich lasse Sie rufen, mich zu malen, und Sie wollen mir unverrichteter Sache wieder entwischen! — Keine Uebereilung, Freund! Fallen Sie bei dem Obersten nicht, wie man sagt, mit der Thüre ins Haus, machen Sie vorher Bekanntschaft mit ihm, und dazu finden Sie noch in dieser Stunde eine bequeme Gelegenheit. Er besucht täglich um die jetzige Zeit ein nahes Weinhaus, das ich Ihnen aus dem Fenster zeigen will. Sie werden ihn, wenn Sie sich hier noch ein halbes Stündchen aufhalten, hinein gehen sehn, und können ihm folgen.“ —

Sie führte ihn ans Fenster, und zeigte ihm gegen über den Bacchustempel, der mit einer goldnen Inschrift prangte. „Meistens ansehnliche Leute,“ sagte sie „verkehren darin; doch sind auch viel verkehrte Menschen darunter. Besonders hat sich ein lärmender Hummelschwarm gelehrter Querköpfe und politischer Schmäh-

schriftler dort niedergelassen. Mein Mann, der sie bisweilen bei einer Flasche Wein behorchte, versicherte mich: der freche, anmaßende Ton dieser Staatsklügler sey unerträglich. Er verglich sie, weil sie immer mit Zunge und Feder in Deutschlands Eingeweiden wühlen, mit ruchlosen Kindern, die auf ihre kranke Mutter losschlagen." —

Indem sie so sprach, kamen drei Herren, die stark gegen einander gestikulirten, die Straße herab. „Betrachten Sie dieß Kleeblatt!" sagte Frau von Bahlingen. „Es gehört zu dem politischen Clubb, dessen ich eben gedachte."

Die Unterredung der Herren wurde mit jedem Schritte lebhafter; doch plötzlich blieben sie nahe vor dem Weinhause stehen, um über einen Hauptpunkt zu debattiren. „Sehen Sie," sagte Frau von Bahlingen, „der tölpische Halbriese, der sich auf sein spanisches Rohr stützt, und die Beine weit ausspreitzt, als ob Wagen durchfahren sollten, ist der berüchtigte Magister Haarspalter, der vormals eine Erziehungsanstalt unternahm, aber sie bald wieder aufgeben mußte, weil er einige Knaben zu Krüppeln geschlagen hatte. Seitdem nährt er sich von Flugschriften, und muß nolens volens jede Woche wenigstens Eine liefern, wenn er nicht von seiner Rippe

und Xantippe die Schläge wieder haben will, die er einst, als Schulmeister, austheilte. —

Der kleine, faßrunde Mann, der vor ihm steht und haranguirt, ist ein gewisser Doktor Sprinzel, der durch eine Reihe verunglückter Kuren alles Vertrauen als Arzt verlor, und nun die Wunden des Staats heilen will. Er hat ein großes erheirathetes Vermögen verjubelt, und soll sich jetzt in einer ewigen Flucht vor den Hebräern befinden. —

Der Drittmann, mit dem gräßlichen Backenbarte, ist ein Dichterling, dessen Namen ich noch nicht erfahren konnte. Beweises genug, daß er kein berühmter Mann ist! Er hat, wie man sagt, etwas Anlage zur Dichtkunst; aber er hält sich schon für einen Meister, und bleibt also ein Stümper. Der politische Weinclubb hat ihn wegen einiger Kriegslieder — die er jedoch nicht einmal selbst gedichtet haben soll — als Ehrenmitglied aufgenommen." —

Es schien, als hätten die drei Zechbrüder ausdrücklich darum auf der Straße Halt gemacht, um sich abschildern zu lassen; denn Frau von Bahlingen war kaum damit fertig, so setzten sie ihren Weg ins Weinhaus fort.

Einige Minuten nachher ging auch der Oberste Mor=

lach hinein. Er trug bürgerliche Kleidung, und war ein Mann vom ehrwürdigsten Ansehen.

„Nun, Freund, will ich Sie nicht länger aufhalten;“ sagte Frau von Bahlingen. „Suchen Sie dem Obersten ein Gespräch abzugewinnen und sich bei ihm beliebt zu machen. Er geht, wie ich von meinem Manne weiß, bloß darum ins Weinhaus, um sich an den tollen Geschwätzen jener Staatsklügler zu belustigen. — Noch eins! Damit Sie mich bald wieder besuchen und an meinem Bildnisse zu arbeiten anfangen, so erlauben Sie mir, darauf zu pränumeriren.“ — Unter dieser Einkleidung nöthigte sie dem Geplünderten zwanzig Dukaten auf, und er ließ sich, nach einiger Weigerung, diesen Vorschuß von seiner Freundin gefallen.

39.

Die Federhelden im Weinhause.

Magister Haarspalter und seine beiden Gesellen saßen in der Mitte des Zimmers an einer runden Tafel. Im Hintergrunde, an der Wand, hatte sich der Oberste einsam niedergelassen. Es war neben dem kleinen Tische, auf welchem seine Flasche stand, noch ein Stuhl leer.

Hermann nahm davon Besitz. Das Zimmer lag im Erdgeschosse. Die Fenster waren geöffnet.

Der Doktor und der Magister schwadronirten von Staatssachen. „A propos!“ fiel der Dichterling ein: „ich kann mit einem neuen Kriegsliede aufwarten.“

„Wirklich?“ rief Haarspalter. „Sie sind unermüdet beflissen, den Geist der Nation zu erwecken und zu ermuthigen!“

„Laßt Euer Lied hören, edler Barde!“ sagte der Doktor.

Der Dichter stürzte geschwind ein Glas Wein aus, und sang dann mit einer rauhen Stimme, die zum Vortrag eines Solo's wenig geschickt war, folgende Strophen:

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit Ruhm und Ehre,
Ein tapfrer Mann zu seyn.
Der ehrne Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain!

Ade! ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklaget Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hat der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geschützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man seinen Werth!

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
Stellt ihn als Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
Die vormals spröde war.

Der Held ist dann auch nicht aus Erz geschaffen;
Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit seine Waffen,
Und ihr ergibt er sich.

Die Beisitzer der runden Tafel lobten den Sänger außerordentlich, und sagten ihm die Schmeichelei: es würde besser um Deutschland stehn, wenn die Kriegsheere ihren matten Geist durch solche Kraftlieder gestärkt hätten. „Aber, mein Himmel! was singen unsere Soldaten!" fuhr der Magister fort: „Hört man wohl, so weit die deutsche Zunge reicht, vor Wachhäusern und in Feldlägern etwas anders, als elende Gassenhauer, deren Hauptinhalt Bier und Tabak ist?" — Die Politiker versetzten sich nun in den eben been=

digten Krieg zurück, und bestätigten, was Jean Paul in seiner Friedenspredigt an Deutschland sagt: daß im längsten Frieden nicht so viel Unsinn und Unwahrheit, als im kürzesten Kriege, gesprochen werde. — Sie tadelten die Operationen der Feldherren, beschuldigten die Besiegten, ohne Ausnahme, der Feigheit, und thaten Machtsprüche, wie man es hätte anfangen müssen, um den Feind zu schlagen. Dabei führten sie immer, als unumstößliche Beweise, ihre eigenen Schriften an. Mit besonders kritischer Strenge ging der Doktor alle verlorne Schlachten durch, und sagte frank und frei: sie wären unfehlbar gewonnen worden, wenn er den Commandostab geführt hätte.

Hermann, der diesen frechen Dünkel nicht länger aushalten konnte, fing an zu trällern, und sang, wie vor langer Weile:

Hurli, burli! es sauset der Wind!
Er nährt den Müller mit Weib und Kind.

Das Trifolium verstummte, sah ihn stutzig an, und mit einem naseweisen Tone fragte der Doktor: „Ist der Herr vielleicht ein Windmüller?“ —

„Zur Zeit noch nicht;“ antwortete Hermann: „ich bin aber Willens, dieß Handwerk zu ergreifen, so bald

in Ihrer Nachbarschaft, mein Herr, eine Mühle käuflich zu haben ist.“ —

„Warum eben in meiner Nachbarschaft?“ —

„Weil mir's dann nie an Wind fehlen kann.“ —

„Herr Gelbschnabel!“ rief der Doktor, und fuhr drohend auf; aber plötzlich duckte er sich unter den Tisch, und drehte den Kopf nur so weit behutsam hervor, daß er über das Tischblatt hinweg nach dem Fenster schielen konnte. In dieser lächerlichen Positur blieb er ein paar Secunden, dann schoß er, wie eine Schwalbe, nach seinem Hute hin, warf ihn auf den Kopf, und sprang durch eine Seitenthür hinaus.

Fast im gleichen Moment stolperte ein graubärtiger Jude sehr eilfertig durch die Hauptthür herein, guckte hastig unter die runde Tafel, schüttelte brummend den Kopf, und drehte die funkelnden Augen nach allen Winkeln des Zimmers.

„Guten Abend, Moses!“ sagte der lange Magister. „Was suchst du hier?“

„Was ich suche?“ sprach Moses, und schlug ärgerlich mit dem Stocke seine eigenen Beine. „Den werthen Herrn Doktor such' ich, den Sprinzel.“

„Er ist nicht hier;“ antwortete Haarspalter mit träger Gleichgültigkeit.

„Mein! wie geht das Ding zu?“ rief der Hebräer, und klopfte seine schwarzen wollenen Strümpfe noch emsiger aus. „Ich hab' ihn doch gesehn mit meinen leiblichen Augen, als ich draußen ging vor dem Fenster. Er fuhr untern Tisch wie 'ne Sternschnuppe, und ist nun verschwunden als 'n Rauch.“ —

„Ei bewahre! Deine Augen haben dich getäuscht.“

„Na, na! Meine Augen sind superfein; aber getäuscht hat mich der spitzfündige Herr Doktor. Er hat mich getäuscht und geschnäutzt um fünfhundert blanke, baare Thaler, die er hier jagt durch die Gurgel. Aber, so wahr ich heiße Moses! ich ziehe den Flausenmacher vor Gericht, und die hohe Obrigkeit läßt nicht mit sich spielen Versteckens.“ —

Moses rannte, mit beiden Armen zornig rudernd, wieder zur Thür hinaus, und stellte sich auf der andern Seite der Straße auf die Lauer. Der Dichter, der das merkte, fand sogleich, da es jetzt Abend ward, ein leichtes Mittel, dem Aufpasser die Aussicht in die Weinstube zu verbauen. Er befahl dem Aufwärter, Licht zu bringen, und die Fensterladen zu schließen. „Nachher auch ein Wörtchen mit Ihnen, Herr Windmüller!“ sprach er patzig. Doch ehe noch Hermann den ihm zugeworfenen Fehdehandschuh aufheben konnte,

schoß dem ankommenden Lichte eine Fledermaus durchs offne Fenster entgegen, und streifte bei des Dichters buschichtem Backenbarte so hart vorbei, daß sie sich beinahe darin verfangen hätte. Mit einem Zetergeschrei sprang der Poet auf, und schwor: er fürchte sich vor nichts in der Welt, als vor diesen geflügelten Teufeln. Haarspalter und der Lichtbringer wollten ihn überreden, die Fledermaus habe sich wieder durch's Fenster davon gemacht; er hingegen behauptete: sie halte sich noch irgendwo in der Stube versteckt, und es sey ihm, in beständiger Angst vor ihr, nicht möglich, einen Augenblick länger da zu bleiben. Hiermit setzte er seinen Hut auf, beschirmte mit beiden Händen den köstlichen Backenbart, und eilte fort.

Es war offenbarer Eigennutz, daß ihn der Magister nicht aufhielt. Mit freundlichen Augen betrachtete er die noch ziemlich volle gemeinschaftliche Flasche, die er von den beiden Abgeschiedenen geerbt hatte. Er bezeigte auch nicht die geringste Lust, den Windmühlenstreit fortzusetzen und sich den Genuß des Weines durch Gezänk zu verbittern. Aber, indem er ein volles Glas zum Munde führte, stürzte eine sehr kleine, ältliche Frau (deren schiefstehende Haube bewies, daß die Toilette in der größten Uebereilung gemacht wor-

den war) von der Straße herein auf ihn los. „Dacht' ichs doch,“ rief sie, „daß der faule Schläks hier sitzen und zechen würde! Und, bei meiner Seele! er hat eine ganze Flasche vor sich! Nee, das ist zu arg! Er verschlemmt in Einer Stunde mehr, als er die ganze Woche verdient. Marsch nach Haus und geschrieben! Der Buchdrucker wartet auf Manuscript.“ —

Der Magister sprang gleich bei der Ankunft seines Hausteufels erschrocken auf, und suchte, ohne sich mit einem Laute zu verantworten, Hut und Stock. Die Furie riß ihm den letztern aus der Hand, und trieb ihn damit vor sich her zur Thür hinaus. Es war ein spaßhaftes Schauspiel, einen Riesen, furchtsam gebückt, vor einer Zwergin fliehen zu sehn. Hermann und der Oberste lachten herzlich. Doch schnell kam das Weib zurück, warf ihnen einen strafenden Blick zu, trank das eingeschenkte Glas gierig aus, ergriff die Flasche, steckte sie unter die Enveloppe, und flog mit dieser Beute dem Ausreißer nach.

40.

Hermann und Agathe.

„Wir sind heute recht zur glücklichen Stunde hierher gegangen;" sagte der Oberste zu seinem Tischnachbar. „Man kann schwerlich auf dem Theater eine lustigere Posse sehn, als eben vor uns aufgeführt wurde."

„Das ist wahr!" antwortete Hermann. „Aber die Sache hat auch eine sehr ernsthafte Seite. — Ist es nicht eine schändliche Frechheit, daß solche elende Wichte, die vor Juden, Fledermäusen und Weibern zittern und laufen, auf dem geduldigen Papiere großsprechen, über Plan und Ausführung der Feldschlachten dummdreist urtheilen, und mit ihrer stumpfen Brodfeder ganzen Kriegsheeren das Brandmahl der Feigheit aufdrücken wollen?" —

„Der ausgeartete, menschenfeindliche Geist unsrer Zeit spricht und schreibt nicht anders;" erwiederte Herr von Morlach. „Ich selbst könnte mich dadurch äußerst beleidigt fühlen, da ich noch vor Kurzem in der verunglimpften Armee, als Oberster, diente; aber das Bewußtseyn, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und mehrere Wunden, die ich dabei erhielt, lassen mich das

gehaltlose Geschwätz und Geschreibe solcher Libellisten kaltblütig verachten. Bei dem allen freute mich's, daß Sie vorhin den drei Federfechtern die Spitze boten. Sie zeigten dadurch ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und Recht, wie man es heutigen Tages bei den wenigsten jungen Männern findet. Ich wünschte daher wohl, mein Herr, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Ich bin ein Maler;" sagte Hermann: „mein Name ist Brok."

„Brok?" — rief der Oberste mit freundlicher Lebhaftigkeit. „Sie führen einen Namen, der mir lieb und werth ist! Haben sie vielleicht einen Bruder, der sich vor ungefähr vier Jahren bei einem gewissen Herrn von Föhrwald in Hirschfeld als Jäger aufhielt?"

„Der bin ich selbst, mein Herr Oberster!"

„Wie? Sie sind der brave Mann, der damals ein junges Fräulein von Harand gegen die Angriffe eines unartigen Buben beschützte?" —

Hermanns Gesicht tauchte sich gleichsam in Blut. Er bejahte die Frage mit einer stummen Kopfbeugung. Der Oberste umarmte ihn, und machte ihm bekannt, daß Agathe in seinem Hause wohne, und daß er jene Begebenheit aus ihrem Munde gehört habe. Hierauf lud er den jungen Mann, dem immer neue Blutströme

aus der klopfenden Brust in die Wangen schoßen, zum Abendessen ein.

Wir haben bisher von Hermanns Liebe wenig oder gar nicht gesprochen; denn das Berichterstatten von Gedanken und Empfindungen ist ein undankbares Geschäft, und es entsteht meistens daraus für den Leser ein eben so trocknes Gericht, als wenn sich die Neuigkeitslieferanten der Zeitschriften über Concerte und Schauspiele weit und breit auslassen, und in der langweiligsten Kunstsprache die Lesewelt von Trillern, Tact und Minenspiel zu unterhalten versuchen. Aber hier ist's nun an der Zeit, es mit drei Worten zu sagen, daß Hermann Agathen über Alles liebte. Er brannte vor Sehnsucht, sie zu sehen, und dennoch zitterte er vor dieser Zusammenkunft, und folgte dem Obersten mit wankenden Knieen.

Agathe saß ruhig, in ein Buch vertieft, als Herr von Morlach mit seinem Gaste, auf dessen Erscheinung sie nicht im mindesten vorbereitet war, ankam, und ihr sogleich, bei Oeffnung der Thür, zurief: „Hier, Fräulein, bring' ich Ihnen einen alten, werthen Bekannten!" Sie erhob sich mit Bestürzung, und Röthe und Blässe wechselten, wie fliegende Wolken, auf ihrem Gesichte, als sie den Fremdling erkannte. Von beiden

Seiten begegneten sich stumme Verbeugungen und fruchtlose Versuche, einander mit Worten zu begrüßen. Der Oberste blieb eine Minute lang ein stiller Beobachter dieses verrätherischen Auftritts; dann aber war er, man möchte fast sagen, so mitleidig, die jungen Leute von den Fesseln ihrer Verlegenheit zu erlösen, und ein unbefangenes Gespräch einzuleiten.

Hermann erzählte, von ihm dazu aufgefordert, während der Abendmahlzeit seine Lebens- und Reisegeschichte. Der Oberste fand an des Jünglings Bescheidenheit und rechtlicher Denkart, die aus allen seinen ungekünstelten Worten hervor leuchteten, ein solches Gefallen, daß er beim Abschiede, mit einem herzlichen Handdruck, zu ihm sagte: „Ich betrachte Sie von nun an als meinen Hausfreund, und bitte Sie, mich in Ihren Mußestunden so oft, als Sie von keiner angenehmern Gesellschaft abgehalten werden, zu besuchen.“

Von diesem Paßport zur Geliebten machte Hermann einen sehr mäßigen Gebrauch, ungeachtet ihn sein Herz immer mahnte, sich dessen täglich zu bedienen. Auch diese Beherrschung der Leidenschaft gefiel dem Obersten, und in jeder Rücksicht schien ihm Hermann, je länger er mit ihm umging, Agathens würdig. Daß auch sie ihn liebte, war dem aufmerksamen Menschenkenner, der

die unwillkührliche Mienensprache der Empfindungen verstand und richtig zu deuten wußte, kein Geheimniß geblieben. Darum beschloß er, die Liebenden in so fern glücklich zu machen, daß er sie in den Stand setzte, sich mit einander zu verbinden, und anständig zu leben. Er wollte Agathen wie eine leibliche Tochter ausstatten und aussteuern, und zugleich das junge Paar zu seinen Universalerben einsetzen. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, und es waren bei ihm keine Notherben vorhanden, die auf seinen Nachlaß einen rechtmäßigen Anspruch machen konnten. Sein nächster und fast einziger Verwandter war ein Bruder, der sich ebenfalls in der Hauptstadt aufhielt; aber der Oberste lebte schon seit vielen Jahren mit ihm in Zwiespalt, weil er sich unedler Handlungen schuldig gemacht, und überdieß eine übel berüchtigte Person, eine der Verworfensten ihres Geschlechts, geheirathet hatte.

Nach schicklichen Einleitungen (die sich, ohne Verlust für den Leser, mit Stillschweigen übergehen lassen) brachte der Oberste Hermanns und Agathens stumme Liebe zur Sprache. Der Bund der Treue ward geschlossen, und die Verlobung unter sechs Augen gefeiert.

Ungefähr um diese Zeit machte der Herr Kammerherr von Falkenhof, der Agathens Aufenthalt in der Stadt

erfahren hatte, einen neuen Versuch, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Er drängte sich, obgleich dem Obersten fremd, aller Orten an ihn, und ließ sich durch die kälteste Behandlung nicht abschrecken, ihn eines Tages zu besuchen. Allein das Fräulein verbarg sich, und Herr von Morlach wog dem Kammerherrn die unentbehrlichsten Höflichkeitsworte so sparsam zu, daß ihm, nach einer peinlichen Viertelstunde, nichts übrig blieb, als sich zu entfernen, und alle weitere Annäherungen vor der Hand einzustellen.

Dem wackern Obersten war es nun eine angenehme Sorge, Agathens Ausstattung mit Geschmack und Freigebigkeit zu bereiten. Aber das beschlossene Testament verschob er, auf seine Gesundheit sich verlassend, von einer Zeit zu andern. Wollte er auch bisweilen dazu Anstalten treffen, so hintertrieb sie, auf mancherlei listige Weise, sein vertrauter Kammerdiener, den der lauernde Intestaterbe, Morlachs Bruder, zu diesen Ränken angestiftet und bestochen hatte. So ward der gute Wille des Obersten, ohne daß er es selbst ahnte, sechs Monate lang von dieser Kabale gefesselt.

Schon war einer der nächsten Tage zur stillen Hochzeitfeier bestimmt, als Hermann eines Morgens, durch einen von Agathen an ihn abgefertigten Boten, die

Schreckensnachricht erhielt: der Oberste sey in der vorigen Nacht von einem Schlagfluß befallen worden, und befinde sich in Lebensgefahr.

Bestürzt eilte Hermann ins Haus seines väterlichen Freundes; aber im Vorzimmer vertrat ihm der Kammerdiener den Weg, und sagte: es werde, nach des Arztes Gebot, niemand zu dem Kranken gelassen. Hermann, mit den geheimen Intriguen des alten Schalks bekannt, wollte diesem Vorwande nicht weichen, und es erhob sich darüber ein lauter Wortwechsel. Plötzlich flog eine Thür auf, und mit der gebieterischen Frage: „Was gib'ts hier?" trat des Obersten Bruder heraus. Der Kammerdiener beschwerte sich über Zudringlichkeit; Herr von Morlach schlug sich auf seine Seite; Hermann mußte sich, so überstimmt, zurück ziehen, und man antwortete ihm nicht einmal, als er fragte, in welchem Zustande sich der Oberste gegenwärtig befinde.

Um sich davon zu unterrichten, suchte er den Hausarzt auf, und hörte mit Entsetzen von Diesem: der Kranke liege, besinnungslos, in einem anhaltenden Todeskampfe, und keine Arzenei könne ihn retten.

Zwei Stunden darauf bekam Hermann von Agathen ein thränenfeuchtes Billet: „Unser Freund ist verschie-

den, und schon bestürmt man mich, das Haus zu räumen. Gott! wo soll ich hin?"

41.

Häusliches Künstlerleben.

Welche schreckliche Lage! Einer Fülle des schönsten Glücks so nahe, und plötzlich zurück geschleudert in ein Labyrinth von Kummer und Noth! — Es erforderte wahrlich! eine feste Brust, diesen furchtbaren Schlag des Schicksals auszuhalten.

In den ersten Augenblicken vergaß Hermann sich selbst und Agathen; er trauerte und weinte nur um den edelherzigen Freund, den er verloren hatte. Doch er mußte diese Todtenfeier bald unterbrechen, um für Agathen zu sorgen, und sie so schnell als möglich vor den Mißhandlungen der Habsucht und Tücke sicher zu stellen.

Er sann, wie er das ausführen wollte, und es schien ihm der beste Weg, seine Freundin, Frau von Bahlingen, darüber zu Rathe zu ziehen. Sie und ihr Gemahl (der auch, nach seiner Rückkunft von der Reise, Hermanns Freund geworden war) erschracken über Mor=

lachs Tod; aber einstimmig erboten sich beide sogleich von selbst, Agathen in ihr Haus aufzunehmen.

Wie froh war Hermann! Da er nur die Geliebte für jetzt unter den Schutz guter Menschen zu bringen wußte, so bangte ihm nicht vor der Zukunft. Er war seiner Kunst so mächtig, daß er ein Paar genügsame Leute bequem damit ernähren konnte.

Frau von Bahlingen ließ zu Agathens Abholung ihren Wagen anspannen. Hermann fuhr vor das Morlachsche Haus. Der Kammerdiener machte große Augen, und fragte, was er hier suche. „Nichts von dem allen, was Ihr mir durch Arglist entrissen habt!" war Hermanns Antwort. „Ich komme bloß, um das Fräulein von Harand abzuholen, und von der Leiche des edlen Obersten Abschied zu nehmen." —

„Das Fräulein steht unbedenklich zu Diensten;" sagte der hämische Kammerdiener: „Aber wegen des letztern Verlangens muß zuvor bei dem gegenwärtigen Erbherrn angefragt werden." — Er betonte das Wort Erbherr sehr stark, ging ins herrschaftliche Zimmer, und kam bald mit der Antwort zurück: es sey erlaubt, die Leiche zu sehen.

Hermann warf sich vor dem Lager des Entseelten nieder, und bedeckte mit Thränen und Küssen die starre

Hand, die nur von List und Todesgewalt gehindert worden war, ihn durch einige Federzüge glücklich zu machen. Dann führte er Agathen in den Wagen, und fuhr hinweg, ohne des Hohngelächters, das ihm aus den Fenstern nachschallte, zu achten.

Frau von Bahlingen und Agathe gewannen einander sehr lieb, und lebten vier Wochen lang, wie zärtliche Schwestern, beisammen. Fern davon hausend widmete Hermann die Tage seinem Kunstfleiße, und freute sich bei jedem Pinselstrich auf den Abend, der ihn zum kleinen, fröhlichen Kreise der Liebe und Freundschaft rief.

Indessen war Frau von Bahlingen im Stillen geschäftig, das vom Obersten angefangene gute Werk einiger Maßen zu vollenden. Sie miethete eine freundliche Wohnung, versah sie mit den zierlichsten Hausgeräthen, führte die Verlobten dahin, und überreichte ihnen, zum Zeichen des Eigenthums, die Schlüssel der Zimmer. „O, wie angenehm überraschen Sie uns!" sagte Hermann. „Sie haben Alles, was uns zum ehelichen Leben noch fehlte, so umsichtig und sorgfältig zusammengebracht, daß ich mich in der That wundere, nicht auch schon einen Priester, zu unserer Trauung bereit, hier zu finden." —

„Scherzen Sie nicht, es kann Ernst daraus werden!"

antwortete Frau von Bahlingen, als eben ein Wagen am Hause vorfuhr. Agathe lief neugierig ans Fenster. Der Hauptmann und ein Geistlicher stiegen aus. „Himmel! was bedeutet das?“ rief sie, und eine brennende Glut beflog ihre Wangen. Hermann, der jetzt auch zum Fenster sprang, und noch einen Zipfel des schwarzen Mantels ins Haus flattern sah, fragte hastig, wer komme. Frau von Bahlingen erklärte nun mit lachendem Munde den Verlobten, daß heute ihr Hochzeittag sey. Sie erschracken, und wollten ihre Stimmen dagegen erheben; aber die Freundin legte, wie der Gott des Schweigens, den Zeigefinger auf den Mund, und winkte mit den Augen nach dem Nebenzimmer, wo man eben den Hauptmann mit seinem ehrwürdigen Begleiter eintreten hörte. Da nun doch kein Entrinnen möglich war, bezwang Agathe ihre jungfräuliche Schüchternheit. Die Trauung ward vollzogen. Ein frohes Familienmahl beschoß den heiligen Tag. Der Hauptmann und seine Gattin fuhren gegen Mitternacht nach Hause, und ließen die Neuvermählten, in Amors und Hymens Gesellschaft, zurück.

Jener, der oft schon am nächsten Morgen das Gebiet seines Bruders mit raschen Flügeln verläßt, hielt bei unsern jungen Eheleuten standhaft aus, mischte für

Hermann die Farben, zeichnete Agathen Blumen am Stickrahmen, und diente beiden sogar als Koch so trefflich, daß sie mit dem besten Appetit speiseten, wenn er ihnen auch nur einen Eierkuchen auftrug. Frau von Bahlingen bestrebte sich oft, das dürftige Hauswesen der geliebten Malerfamilie zu bereichern; aber so fein auch immer die Art war, mit welcher sie Geschenke gleichsam einzuschwärzen versuchte, so gelang es ihr doch nie: denn Hermann war gegen dergleichen Partiererei stets wachsam, und bestand mit rühmlichem Starrsinn darauf, sich nicht weiter zu strecken, als seine eigene Decke reichte. Ein durch Arbeit erworbener Bissen Brod schmeckte ihm besser, als ein geschenkter Fasan. Er wollte sich auch überhaupt nicht noch tiefer in Verbindlichkeiten verwickeln, und legte so oft als möglich etwas zurück, um der Frau von Bahlingen mit der Zeit ihre Auslage für die Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft wieder zu erstatten.

Als er ungefähr ein halbes Jahr in einer höchst glücklichen Ehe gelebt hatte, ward seine häusliche Ruhe gestört. Er ging eines Tages in Geschäften aus; Agathe blieb allein. Kaum war er fort, so hörte sie am Vorhause klingeln. Vorsichtig öffnete sie nur eine Spanne breit die Thür, um zu spähen, wer da sey. Siehe,

da stand zu ihrem Schrecken der Kammerherr Falkenhof, und fragte mit der freundlichsten Höflichkeit, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Brok zu sprechen. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ sagte sie. Er wußte das sehr gut; doch äußerte er viel Bedauern darüber. Der Fußboden brannte unter Agathens Füßen. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß sich Falkenhof schnell wieder entfernen möchte. Er hingegen begann von Neuem: „Kennen mich meine Gnädige nicht mehr?“ — Agathe glaubte am besten zu thun, wenn sie Nein sagte. „Ich weiß nicht, ob ich mich über diese Vergessenheit freuen oder betrüben soll;“ fuhr er fort. „Mein Name ist Falkenhof. Ich war einst im Garten zu Hirschfeld so unglücklich, Sie zu beleidigen. Da ich aber, wie ich eben erfahre, ganz aus Ihrem Gedächtnisse verschwunden bin, so ist mir dieß auf der andern Seite ein angenehmer Beweis, daß Ihr Zorn keine tiefe Wurzel geschlagen hat. Dennoch möcht' ich mich gern über jenen verdrießlichen Vorfall bei Ihnen vollkommen rechtfertigen. Haben Sie die Gnade, mir nur fünf Minuten Gehör zu geben.“

„Nicht einen Augenblick!“ rief Agathe mit Heftigkeit aus, und zog sich, ohne das Vorhaus zu verschließen, in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte keine Verfolgung zu fürchten. Die Vorhausthür war so eingerichtet, daß sie mit der unbedeutenden Kraft, die ein entnervtes Hofmännchen gewöhnlich besitzt, nicht weiter als eine Spanne breit aufgedrängt werden konnte. Ein künstlicher eiserner Riegel, dem sich von außen nicht beikommen ließ, hielt sie in diesem Stande fest, und gewährte den Vortheil, daß man die Person, welche die Klingel gezogen hatte, mit Muße betrachten konnte, ohne daß es ihr möglich war, im Augenblick der Thüröffnung gewaltsam einzudringen, wenn man ihr den nähern Zutritt versagen wollte.

Diese Anstalt (die einsam wohnenden Leuten, als ein bewährtes Schutzmittel gegen ungestüme Bettler und Gauner, zu empfehlen ist) bemerkte der Kammerherr nicht. Er glaubte, die Thür werde bloß durch einen zufälligen Anstoß gehindert, den Halbmond ihres gewöhnlichen Weges frei zu durchlaufen. In diesem Wahn gab er sich die größte Mühe, sie durch Drücken und Stoßen in Gang zu bringen. Er zwängte endlich den Kopf durch die Oeffnung, um zu sehen, wohin Agathe geschwunden sey, und ob sie vielleicht noch hinter der Thüre lausche. Unglückliche Neugier! Wie ein Drossel in der Dohnenschlinge gefangen, konnte er den einge=

klemmten Kopf weder vorwärts noch rückwärts bewegen. Nach langen, vergeblichen Versuchen, sich in Freiheit zu setzen, rief er um Hülfe. Agathe kam, schlug es aber rund ab, ihn durch Lüftung des Schutzriegels zu erlösen. „Gedulden Sie sich, bis mein Mann kommt!“ sagte sie. „Ich bin allein, und fürchte mich vor ähnlichen Unarten, wie ich in Hirschfeld erdulden mußte.“ — So scheltend verließ sie ihn wieder.

Der Gefangene, der sich um keinen Preis von dem Maler betreffen lassen wollte, arbeitete nun noch ängstlicher als zuvor an seiner Befreiung. Es gelang ihm zuletzt, sich von dem Pranger loszumachen; doch ging es nicht ohne schmerzliche Quetschungen ab, und er ließ bei der Flucht einen großen goldnen Ohrring zurück, der sich durch die heftigen Reibungen geöffnet hatte, und auf den Fußboden gefallen war. Agathe fand ihn, und entdeckte zugleich an der Thür und an der Pfoste rothe Stellen, die sie für Blut hielt; aber bei genauerer Besichtigung war es — Schminke.

Hermann lachte und ärgerte sich, als er bei seiner Heimkunft den Vorfall erfuhr. Er sandte dem Kammerherrn die verlorne weibische Ohrenbaumel, in ein Handbriefchen eingesiegelt, worin er ihm schrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben, im Kampf mit der Thüre mei-

nes Vorhauses, die Inlage verloren. — Ist es, wie ich fast zweifle, Ihr wahrer Ernst, mich zu sprechen, so sichert Ihnen die Gewißheit, daß Sie mich von heut an acht Tage lang in den Frühstunden zu Hause finden, einen freien Zugang zu mir."

Falkenhof antwortete nicht, und kam nicht. Das war zu erwarten.

Einige Wochen nachher wurde Hermann zu einer adeligen Familie (die, der Angabe nach, in einer fernen Gegend der Stadt wohnte, aber in der ganzen Welt nicht vorhanden war) in Kunstgeschäften berufen, und ihm Tag und Stunde, wenn er unfehlbar kommen sollte, genau bestimmt. Diese pünktliche Vorschrift fiel ihm erst auf, als er schon unter Weges war. Er roch Lunte, und ging schnell zurück, um dem drohenden Schuß auszuweichen. Die Richtigkeit seiner Ahnung erwies sich, so bald er seine Schwelle wieder betrat. Schreiend rang Agathe auf dem Sopha mit einer weiblichen Gestalt, die sich, unter der Firma einer Modehändlerin, bei ihr eingeschlichen hatte, und ihr eben Küsse und andere Liebkosungen aufdringen wollte. Hermann (der mit einem bei sich habenden Schlüssel das Vorhaus leise geöffnet hatte) ging der verdächtigen Dame rasch zu Leibe, und ahnte sogleich, den Kammerherrn Fal=

kenhof, durch theatralische Toilettenkünste in eine ältliche Matrone verwandelt, vor sich zu haben. So verhielt sich die Sache in der That; doch war er nicht völlig davon überzeugt, und es widerte ihn, eine Geschlechtsuntersuchung anzustellen. Er begnügte sich also, das verliebte Mannweib wie eine Tollhäuslerin zu behandeln, und zur Thür hinaus zu stoßen. Falkenhof floh so eilig, daß er eine mit Modewaaren gefüllte pappene Schachtel, die ihm zum Trugzeichen seines angeblichen Standes gedient hatte, mitzunehmen vergaß. Hermann warf sie ihm nach.

Des Kammerherrn Rachsucht veranstaltete kurz darauf einen neuen ärgerlichen Auftritt. Ein lumpig gekleideter Kerl (von dem sich aber Hermann erinnerte, daß er ihn oft in Falkenhofs Livree gesehen hatte) kam zu ihm, und hatte einen häßlichen räudigen Hund bei sich. „Hören Sie,“ sprach er in einem brutalen Tone, „mein Herr, der Graf von Unstern, läßt Ihnen sagen, Sie sollten ihm diesen Hund abmalen. Er meinte: das Thier sey freilich nicht schön, aber Ihre Pinselkunst sey auch nicht weit her, und so passe das recht gut zusammen.“

„Schurke!“ rief Hermann, ihn die Treppe hinab prügelnd: „Das ist meine Antwort! Und wenn sich

dein mir wohlbekannter Herr, der sich einen sehr ominösen Namen beigelegt hat, noch ein einziges Mal in meiner Wohnung sehen läßt, so werd' ichs ihm eben so machen!"—

„Das soll Euch theuer zu stehen kommen!" keuchte der fliehende Lump.

Es war keine leere Drohung. Das erfuhr Hermann nach Jahren.

Doch auch jetzt noch setzte der Kammerherr, der sonst nichts zu thun hatte, den kleinen Krieg der Neckerereien gegen seinen Zwillingsbruder unablässig fort, und warb dazu Bundesgenossen aus allen Ständen. Er wiegelte besonders den jungen muthwilligen Adel der Hauptstadt auf. Hermann durfte sich mit seiner Gattin weder im Schauspielhause, noch auf Promenaden sehen lassen. Ueberall verfolgte ihn freches Gehöhne. Sogar Straßenbuben wurden gedungen, ihm die Fenster einzuwerfen.

Zu gleicher Zeit standen auch andere Feinde gegen ihn auf. Es waren die Federhelden, die er im Weinhause beleidiget hatte. Eine öffentliche Gemälde-Ausstellung, wozu er einige Bildnisse lieferte, gab ihnen einen erwünschten Anlaß, sich an ihm zu reiben. Sie verstanden zwar sammt und sonders nichts von der Malerei; doch da sie jede Gelegenheit, mit ihren Kie-

len ein paar Groschen zu erwerben, begierig ergriffen, so ließen sie auch über jene Bildersammlung kritische Flugblättchen in die Welt flattern. Es war nichts leichter als das. Sie schlichen Tag für Tag in den Zimmern der Gallerie herum, behorchten die Urtheile der Kenner, und schickten sie in die Druckerei. Da aber an solchen Orten gewöhnlich nur das Lob laut ausgesprochen, der Tadel hingegen verschwiegen, und überhaupt viel geschmeichelt und geheuchelt wird, so kam auf solche Weise manche Schülerarbeit zu der Ehre, von den horchenden Kritikastern hinterher am Schreibpulte bis in den Himmel erhoben zu werden. Nur Hermanns Gemälde wurden von ihnen in den Abgrund der Verdammniß geworfen, ungeachtet das unbefangene Publikum so rühmlich über sie urtheilte, als sie es wirklich verdienten. Bei diesem Lobe waren die Krittler taub, und gaben lieber Blößen ihrer Unwissenheit, als daß sie dem verhaßten Künstler Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie übten sogar die kleinliche Bosheit, auf den mit ihm gehabten verjährten Streit in der Weinstube anzuspielen, und sich dadurch, als Verfasser ihrer anonymen Kritik, vor ihm zu entlarven. In seinen Schildereien sollte, nach ihrem Ausspruche, bald ein ausgestreckter Arm und bald ein flatterndes Gewand

den Flügeln einer Windmühle ähnlich sehen, und sie riethen daher dem Stümper wohlmeinend, seinen Pinsel, den er wider Minervens Willen handhabe, niederzulegen, und als ein ehrsamer Müller vom Winde zu leben.

Hermann lächelte über diese unverständige Rezension. Er erinnerte sich dabei der Worte Bürger's:

> Wenn dich die Lästerzunge sticht,
> So laß dir das zum Troste sagen:
> Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
> Woran die Wespen nagen.

Aber er sah doch bald, daß jene boshafte Krittelei auf die Blüthe seines Erwerbszweiges wie ein giftiger Mehlthau wirkte. Das schwache, wetterwendische Publikum glaubte den Lästerkielen mehr als seinen eigenen Augen, und hielt ihn, dessen Bildnisse bisher allgemein geschätzt worden waren, nun mit Einem Male für einen armseligen Gurkenmaler, weil ihn drei heimtückische Dummköpfe dafür erklärt hatten. Die ihm ertheilten Aufträge wurden von allen Seiten zurück genommen; auf neue war nicht weiter zu rechnen. Seine Lage fing also an mißlich zu werden. Er mußte darauf denken, einen andern Wohnort zu wählen. Die Haupt-

stadt war überhaupt für ihn schon dadurch reizlos geworden, daß Frau von Bahlingen und ihr Gemahl sie verlassen, und sich auf ihr Landgut, in der Gegend von Eibenburg, begeben hatten.

42.

Landleben.

Indem Hermann einst mit Agathen rathschlagte, wo sie sich anderwärts niederlassen wollten, brachte ihm der Postbote einen wichtigen Brief von seinem vormaligen Pflegevater, mit dem er in beständiger Correspondenz stand.

„Mein lieber Sohn," schrieb der ehrwürdige Pfarrer, „ich erhalte eben jetzt eine theils traurige, theils erfreuliche Nachricht aus Hirschfeld. Der Tod hat die Welt um ein Biederherz ärmer gemacht: unser guter alter Gönner und Freund, Herr von Föhrwald, ist vor einigen Wochen gestorben. Ich beweine ihn aufrichtig, und auch deine Augen werden nicht trocken bleiben. Des braven Mannes Asche verdient deine dankbare Verehrung um so mehr, da er dir in seinem letzten Willen zehntausend Thaler ausgesetzt hat. Diese Summe

liegt innerhalb vierzehn Tagen zur Hebung bereit. Ich erwarte dazu deine Anordnung und Vollmacht.“ —

„O du edle Seele!“ rief Hermann aus, und wandte die nassen Augen gen Himmel. „Du hast ehrlich und in reichem Maße Wort gehalten! — Sieh, Agathe, das ist der Brautschatz, den du mir zubringst! Ich hatte dich gegen Falkenhofs Brutalität vertheidigt; darüber gerieth Föhrwald mit deinem Vater in einen heftigen Streit; er sollte mit Pistolen ausgemacht werden; ich löste den Knoten durch meinen schleunigen Abzug aus Hirschfeld, und dieses kleine Söhnopfer hat mir der Selige nun so überschwänglich vergolten. Möchte nicht Falkenhof bersten vor Neid, wenn er hört, daß er selbst uns zu diesem Glücke verhalf? — Aber so geht's oft, daß der Verfolger eine Fallgrube gräbt, und über diese hernach wider seinen Willen eine goldne Brücke für den Verfolgten schlagen muß!“ —

„Eine wahre Rettungsbrücke für uns!“ sagte Agathe. „Und wenn du meiner Meinung bist, Hermann, so soll sie uns aus dieser feindseligen Stadt hinweg in eine friedliche Landgegend tragen.“ —

„Ja, aufs Land, aufs Land!“ rief er aus. „Dahin trugen mich längst meine Wünsche. Dort ärgert uns kein frecher Hofschranz, kein hungriger Winkelkunst-

richter! Dort will ich meinen Pinsel gegen das Grabscheit vertauschen; und führ' ich es auch Anfangs nicht ganz geschickt, so werde ich wenigstens nicht darüber in gedruckten Wischen getadelt." —

Ein paar Tage nachher ward in den Zeitungen ein ihm angemessenes, zehn Meilen entlegenes Landgut zum Verkauf ausgeboten. Er besprach sich mit dem Besitzer, der in der Residenz wohnte. Die Bedingungen waren billig. Als der Eigenthümer vollends hörte, daß er den Kaufschilling sogleich baar erhalten könne, da ließ er von seiner Forderung noch ein Beträchtliches nach, und erklärte sich auch bereit, die Kosten der Beaugenscheinigung zu tragen. Die Reise ward unverzüglich gemacht. Hermann, der in der Landwirthschaft kein Neuling war, fand die Felder und Wiesen des Gutes im besten Stande, und die Lage des Ganzen sehr anmuthig. Es war ein ansehnlicher, von Frohnen und andern Dienstbarkeiten entbundener Freihof. Das dazu gehörige nette Gebäude war die Hauptzierde eines freundlichen Dorfes, das ein guter Schlag Menschen bewohnte.

Der Kauf ward geschlossen. Das Geld aus Hirschfeld kam an. Hermann bezahlte sein Gut und behielt noch tausend Thaler übrig. Nun wurden ihm und Agathen die Mauern der Stadt zu enge. Sie bezogen

ohne Aufenthalt ihr ländliches Sorgenfrei. Die erste Anstalt, die sie dort machten, war ein Denkmahl der Dankbarkeit, das sie in der Mitte eines kleinen Lustgartens, der ans Wohnhaus stieß, ihrem Wohlthäter Föhrwald errichten ließen.

Gemeiniglich sind diejenigen Menschen die glücklichsten, deren Leben still, wie ein Wiesenbach, und so einförmig dahin fließt, daß selbst die spürnasigsten Nachbarinnen sich nichts von ihnen zu erzählen wissen. So lebten Hermann und Agathe. Nur ihr Einzug, und die Taufe eines Sohnes, dessen Geburt bald nachher ihr häusliches Glück erhöhte, machten einiges Aufsehen im Dorfe. Uebrigens gab es in einem Zeitraume von zwei Jahren wenig von ihnen zu sprechen. Sie führten, da sie beide auf dem Lande erzogen waren, ihre Feld = und Hauswirthschaft ohne Fehler und Mißgriffe, durch die sie sich bei den Landleuten (die den Städter, der Ackerbau zu treiben beginnt, scharf beobachten) hätten lächerlich machen können. Daß Hermann nicht selbst pflügte, fiel nicht auf; das war man von den Freihofs-Besitzern schon gewohnt. Andern Arbeiten unterzog er sich aber mit einer Gewandtheit, die oft das ganze Dorf in Verwunderung setzte. Es war, zum Beispiel, eine Lust, ihn in der Ernte Garben binden zu sehn. Auch

Agathe schämte sich nicht, ihren Flachs zu jäten, und, mit dem Rechen auf der Schulter, ihren Mann zur Heuernte zu begleiten.

Doch ist es hier weder Zeit noch Raum, ein vollständiges Idyllengemälde aufzustellen. Nur noch ein Wort vom Winter, der gemeiniglich zu den aufs Land verschlagenen Städtern als ein langweiliger, gähnender Gast, mit bleiernen Füßen ins Haus tritt. Freundlicher, und ohne ein Gefolge träger Stunden, erschien er unserm arkadischen Paare. Die Tage verflogen unter Geschäften im Innern des Hauswesens, und für Abendzeitvertreib sorgte der nachbarliche Freund, der Pfarrer, ein heitrer, jovialischer Mann, den sein gutes Geschick mit einer eben so frohsinnigen Gattin beglückt hatte. Er war in der geselligen Unterhaltung ein wahrer Proteus. Er spielte Klavier, deklamirte vortrefflich, erzählte selbsterfundene witzige Mährchen, war in Räthseln und Charaden ein Meister, und machte über jeden lustigen Vorfall, der sich im Dorfe begab, einen Schwank in Hans Sachsens Manier, um seine Freunde damit zu ergötzen. Bei diesen abwechselnden Vergnügungen überraschte des Nachtwächters Horn die lachende Gesellschaft immer zu schnell, und sie trennte

sich nie ohne das freudige Versprechen, den folgenden Abend wieder zusammen zu kommen.

Diese kleinen, umzechigen Kränzchen fanden auch im Sommer Statt; nur mit dem Unterschiede, daß dann Hermanns schattiger Garten der beständige Sammelplatz war, und daß die Frau Pfarrerin, wenn die Reihe der Bewirthung sie traf, einen gefüllten Speisekorb aus ihrer Wohnung mitbrachte. Hermann erklärte das Anfangs als eine Verletzung seiner Territorialrechte. „Das Befugniß der Gastfreiheit," sprach er, „steht mir auf meinem Grund und Boden allein zu." Aber der Pfarrer, ein erklärter Feind der Schmarotzerei, bestand darauf, jene Gebietseingriffe fortzusetzen, und Hermann mußte nachgeben, wenn er nicht einen Tag um den andern zwischen zwei unbeschatteten Kohlbeeten tafeln wollte. Das war des guten Pfarrers ganzer Gartenbezirk, den er bisweilen, sich selbst damit aufziehend, sein Wörlitz nannte.

Doch ach! diese schuldlosen Freuden nahmen ein betrübtes Ende. Einem frohen Abend folgte eine schreckliche Nacht! —

Tages vorher drang ein Mensch, der das Ansehen eines betrunkenen Landstreichers hatte, in Hermanns Wohnstube, und forderte mit einem trotzigen, befehlen-

den Tone einen Zehrpfennig. Hermann stutzte, ungeachtet ihm dergleichen Besuche nichts Seltnes waren. Die Stimme klang ihm bekannt. Ein langer Bart, Schmutz und Pflaster entstellten des Bettlers Gesicht, und dennoch stach unter dieser Maske der Bube hervor, der zwei Jahre vorher einen räudigen Hund zum Porträtiren vorführte. Hermann war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihn, als einen so schlechten Bekannten, anreden wollte; doch, um sich mit dem Schuft in keinen ärgerlichen Streit einzulassen, reichte er ihm schweigend doppelt so viel, als er andern Bettlern zu geben pflegte.

„Ich brauche fünf Thaler!" rief der Vagabund mit gebieterischer Stimme, und warf ihm die erhaltene Münze vor die Füße.

Hermann ermahnte den Unverschämten, seines Weges zu gehen, oder man werde ihn durch die Dorfgerichten aufgreifen lassen. „Ho! ho!" lachte der Grobian: „die hohen Magistratspersonen pflügen und säen weit von hier auf dem Felde: die erwischen mich nicht. Also nur her mit den fünf Thalern!" — Er blickte bei diesen Worten scharf auf das Schreibpult, und that ein paar rasche Schritte nach demselben hin, als ob er sich das Sümmchen selbst auszahlen wollte. Her=

mann griff an die Wand nach einer Pistole. „Nur gnädig!“ sagte der Bettler gelassen, und zog sich an die Stubenthür zurück. Da blieb er stehen, und fragte: „Wollen Sie einen rothen Hahn kaufen?“ — „Nein!“ antwortete Hermann. „Nun, so sollen Sie ihn umsonst haben!“ brummte der Kerl zwischen den Zähnen, und ging fort.

Hermann verstand die mordbrennerische Drohung nicht. Er sah den Bettler zum Dorfe hinaus eilen, dachte dann nicht weiter an die Sache, erinnerte sich ihrer nicht einmal in der Abendgesellschaft, und legte sich sorgenfrei zu Bett.

Eine Stunde nach Mitternacht weckten ihn gewaltige Schläge an seine Hauspforte. Er fuhr empor. Sein Zimmer war erleuchtet, als brennten alle Wände. Agathe, die zugleich erwachte, sprang mit einem Angstgeschrei nach der Thür, sank aber dort ohne Bewußtsein zu Boden. Er trug sie in den Hof, kehrte zurück, riß sein Kind aus dem Bette, und floh mit ihm vor den einbrechenden Flammen. Die Glut wüthete mit unbezwinglicher Macht. Sie spottete gleichsam der schwachen Wasserströme, womit man ihr Einhalt thun wollte. Ihr fürchterlicher Andrang ließ keinen Versuch, etwas zu retten, gelingen. Nur die kleine Heerde der

Hausthiere entriß Hermann mit einiger Lebensgefahr den Flammen; und er dachte dabei nicht an ihren Geldwerth, sondern handelte bloß als Mann von Gefühl. Diese gutmüthige That war kaum glücklich vollführt, da stürzten hinter ihm Dach und Mauern ein, und nach wenigen Stunden war die Wohnung des Friedens und der Glückseligkeit in einen glühenden Schutthaufen verwandelt. Alle andere Häuser umher blieben verschont.

43.

Die Reise in die Heimath.

Indem noch das Feuer seinen Raub verzehrte, entstand unter den wohlhabenden Einwohnern des Dorfes ein Wettstreit der Menschenliebe. Sie drängten sich zu Hermann und boten ihm Wohnung und jede nur mögliche Hülfe. Aber der Pfarrer war ihnen zuvor gekommen, hatte schon Agathen und ihr Söhnchen zu seiner Gattin gebracht, führte dann auch seinen Freund, der noch das Feuer, wie ein gleichgültiges Schauspiel, anstarrte, von der Brandstätte hinweg, und sprach ihm unter Weges kräftige Worte des Trostes zu. „Lieber Pastor," antwortete Hermann, „ich habe

viel verloren, nur die Fassung nicht. Es ist ja nicht das erste Mal, daß mich das untreue Glück von einem Freudengipfel hinab stürzt. Ich betrachte seine Gaben nur als Darlehne, die man ohne Murren zurück geben muß, wenn sie aufgekündiget werden.“ —

Indessen war der Tag angebrochen. Man setzte sich im Pfarrhause zum Frühstück, und rieth hin und her, wie das Feuer entstanden seyn könnte. „Eine verruchte Hand hat es angelegt; das ist gewiß!“ sagte der Pfarrer. „Ich kenne nur im ganzen Dorfe keinen Menschen, dem ich diese Gräuelthat zutrauen möchte.“ — Jetzt erinnerte sich Hermann des Bettlers, und erzählte den Auftritt. „Himmel!“ rief der Pfarrer, „wie konnten Sie nach dieser Begebenheit so ruhig seyn! Wissen Sie denn nicht, daß der rothe Hahn, in der Kunstsprache der Mordbrenner, Feueranlegen bedeutet?“

Er eilte, ohne Hermanns Bekenntniß seiner Unwissenheit abzuwarten, zum Dorfrichter, und forderte ihn zur Verfolgung des Brandstifters auf. Mehrere Bauern setzten sich in dieser Absicht zu Pferde; doch keiner fand den Verbrecher, in dessen Person sich Hermann weder jetzt, noch damals, als er das Hundeporträt bestellte, geirrt hatte. Er war wirklich in Falkenhofs Diensten

gewesen, und erst einige Monate vor Anlegung des Feuers verabschiedet worden, weil sich der Kammerherr nun in so zerrütteten Umständen befand, daß er keinen Diener mehr unterhalten konnte. Er hatte sich durch die tollste Verschwendung völlig zu Grunde gerichtet, und sich durch ein ehrloses Leben in einen so übeln Ruf gebracht, daß sogar keine andre Herrschaft den vieljährigen Vertrauten und Gehülfen seiner Ausschweifungen in Dienste nehmen wollte, weil Sittlichkeit und Ordnung nicht von ihm zu erwarten waren. Er verließ, als Bettler, die Hauptstadt, erfuhr in der Gegend, wo er sich herum trieb, Hermanns Aufenthalt, und faßte den Vorsatz, ihn zu bestehlen. Die Pistolen an der Wand schreckten ihn davon ab; doch auf der Stelle fiel ihm nun ein, wegen der einst empfangenen Schläge, durch Feueranlegung Rache zu nehmen, und er that es, nachdem er sich bis zum Einbruch der Nacht in einem Wäldchen vor dem Dorfe verborgen hatte. Alles das gestand er in der Folge selbst.

Das halbe Dorf jagte ihm noch in den Morgenstunden nach, als Hermann und Agathe die dampfenden Ruinen ihres Wohnhauses besuchten. Die junge Frau brach bei diesem grausen Anblick in Thränen und Klagen aus. „Weine nicht, Beste!“ sprach er, und hob

den Knaben aus ihren Armen empor: „Sieh, wir haben unser Liebstes gerettet; Alles andre läßt sich ersetzen, und ich hoffe, wir werden noch viel glückliche Jahre mit einander verleben.“

Plötzlich sprengte ein Postreiter daher. „Sie sind, wie ich höre, Herr Brok;“ sprach er. „Ich habe einen Brief an Sie abzugeben.“ Er that es, wandte sein Pferd, und galoppirte zurück.

Staunend erkannte Hermann die Handschrift seines Pflegevaters, und las: „Mein Sohn, reise unverzüglich nach Eibenburg, und melde dich den zwölften dieses Monats in den Vormittagsstunden bei dem Besitzer des Schlosses, Herrn von Falkenhof, dem Vater. Grüble nicht über diesen Ruf, folg' ihm mit Vertrauen auf mich, es wird dich nicht reuen.“ —

„Was denkst du von diesem Räthsel?“ fragte Hermann Agathen, als er ihr den Brief vorgelesen hatte.

„Ich bitte dich, reise nicht!“ sagte sie. „Der Kammerherr Falkenhof ist unser Feind, und mißbraucht wahrscheinlich seines Vaters Namen, um dich in eine Falle zu locken.“

Hermann widersprach. Er kenne, sagt' er, seines Pflegevaters Handschrift zu genau, und es sey nicht

möglich, daß dieser brave Mann an einem boshaften Anschlage gegen ihn Theil nehmen könne.

Kurz, er entschloß und rüstete sich zur Reise. Es war keine Zeit zu verlieren. Er mußte, da sein Geldvorrath und seine Garderobe verbrannt waren, eine Summe vom Pfarrer entlehnen, um sich in der Hauptstadt, durch die ihn der Weg führte, Kleider zu kaufen. Agathe bat ihn, sich dort auch mit Pistolen und einem Degen zu versehen. Er versprach's, und hielt Wort, ungeachtet er nicht besorgte, dieser Waffen zu bedürfen.

Spät am Abend vor dem bestimmten Tage kam er in Eibenburg an. Er trat im Wirthshause ab. Es lag kaum hundert Schritte vom Schlosse. Er war nicht gewohnt, sich mit Gastwirthen in ausforschende Gespräche einzulassen; doch erfuhr er zufällig, daß Herr von Falkenhof des folgenden Tages seinen siebzigsten Geburtstag feiere, und daß sein Sohn, der Kammerherr, vor wenigen Stunden aus der Residenz eingetroffen sey.

44.

Die Räuber.

Der Reisende ging zu Bett. Das Lager war hart und sein Geist unruhig; er konnte nicht schlafen. Grabstille herrschte durch's Dorf. Aber zwei Stunden nach Mitternacht hörte er ein nahes Getöse, als würde eine Thür mit behutsamer Gewalt erbrochen. Er sprang auf, und sah bei Mondlicht, daß zwei lange, in Mäntel verhüllte Gestalten vor der Schloßpforte herum strichen. Das sind Räuber! dacht' er, und schnell warf er sich in Kleider, weckte den Wirth, und beschwor ihn, sich mit seinen Leuten zu bewaffnen. Das geschah. Er ließ indessen das Schloß nicht aus dem Gesichte. Plötzlich klirrten dort zerschlagene Fenster, und eine Stimme rief: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" Er stürzte fort. Die Männer vor dem Schlosse zogen ihre Säbel, als er gegen sie anrannte. Er feuerte eine blindgeladene Pistole auf sie ab. Sie ergriffen die Flucht.

Er eilte nun ins Schloß, und drängte den Wirth, der eine Laterne trug, als Wegweiser vor sich her. Ein Mordgeschrei schallte ihm aus einem Zimmer entgegen. Er sprengte die Thür. Ein Greis und eine bejahrte Dame lagen gebunden auf dem Fußboden; zwei Räuber standen mit bloßen Degen vor ihnen. Es kam, ohne Wortwechsel, zu einem Gefechte. Hermann empfing eine leichte Wunde; doch sein kräftiger

Gegenhieb lähmte den einen Räuber, daß er den Degen fallen ließ; den andern machte der Gastwirth und sein Gefolge wehrlos. Indessen hatte der Pistolenschuß mehrere Nachbarn herbei gerufen. Die Entwaffneten wurden mit denselben Stricken gebunden, die sie dem Edelmann und seiner Gemahlin angelegt hatten. Alles übrige Raubgesindel war entflohen. Man fand, als man das Schloß durchsuchte, einen alten Bedienten und ein Dienstmädchen geknebelt; aber frei und ledig traf man im heimlichen Gemache — den Kammerherrn, der sich beim ersten Lärm dahin geflüchtet, und seine hochbetagten Aeltern ihrem Schicksal überlassen hatte. „Ist der Weg wieder rein?" sprach er mit einer lächelnden Miene. Als er aber jetzt Hermannen erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht, und er fragte stolz: „Was machen Sie hier?" — „Ich werde davon Ihrem Herrn Vater Rechenschaft geben;" antwortete Hermann mit Gelassenheit. Der Kammerherr kehrte ihm den Rücken, ging in sein Zimmer, und legte sich wieder zu Bett.

Unter der Zeit hatte Falkenhof, der Vater, die Umstände seiner Rettung von dem Gastwirth erfahren, und befohlen, daß der Fremdling (dessen Namen der Wirth nicht wußte) zu ihm gerufen werde. Hermann kam. Der Greis und seine Gattin waren allein. „Ich höre," redete Jener ihn an, „daß Sie unser Schutzengel gewesen sind. Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?"

„Ich bin Hermann Brok, der sich heute bei Ihnen einfinden sollte.“

„Gott!“ rief der Alte, und Freudenschauer durchbebten ihn: „Gott! ist's möglich? — Du bist mein Sohn! — Mutter, es ist unser Sohn!“ Sie stürzte herzu. Beide umarmten ihn schluchzend. Es war eine heilige Minute, die jeder Versuch, sie zu beschreiben, entweihen würde.

Hermann, dem dieß alles wie ein schöner Traum vorkam, erfuhr nun aus des Vaters Munde das Geheimniß seiner Geburt. Wie erstaunte er, da ihm sein abgesagtester Feind als sein Zwillingsbruder bekannt wurde! — „Lieber Sohn,“ sagte der Vater, „vergieb mir, daß ich mich bis jetzt vor dir verbarg! Ich habe durch die vielen Jammerstunden, die mir Florentin machte, für diesen Sonderlingsstreich hart gebüßt, und büße noch.“ —

Hermann mußte nun die Begegnisse seines Lebens ausführlich erzählen, ungeachtet Doktor Wigmund von Zeit zu Zeit bei dem Pfarrer Brok darüber Nachrichten eingezogen und sie nach Eibenburg befördert hatte. Daher wußten es die Aeltern auch schon, daß die Brüder zu verschiedenen Malen mit einander in Streit gerathen waren.

Während dieser vertraulichen Gespräche schlief der Kammerherr noch sechs bis sieben Stunden. Endlich erschien er, um zu frühstücken. „Was will der Mensch hier?“ fragte er mit großen Augen, als er Hermannen

in der Mitte seiner Aeltern fand. „Umarme ihn!“ sagte der Vater. „Er ist dein Bruder, und hat in der vorigen schrecklichen Nacht mein Leben gerettet.“ — Der Kammerherr lachte wie unsinnig. „Mein Bruder? — Du spaßest, Väterchen!“ — „Mit nichten, Florentin!“ versetzte der Greis. „Er ist wirklich dein Zwillingsbruder, den ich wenige Stunden nach Eurer Geburt fremden Händen überlieferte, und bald nachher für todt ausgab. Das weiß deine Mutter, das weiß Doktor Wigmund, das bezeugen diese Schriften.“ — Er legte ihm einen Stoß Papiere vor. Bleich und stumm blätterte Florentin einige Minuten darin, warf sie dann dem Vater wieder zu, und sagte hitzig: „Das sind Tollheiten! Ich soll mir einen Menschen, der als Domestik gedient hat, zum Bruder aufschwatzen lassen, und einst mein Erbe mit ihm theilen?“ — „O sprich nicht vom Erbe!“ seufzte der Vater. „Deine Verschwendung hat Vorernte gehalten; es ist nicht mehr der Mühe werth, meinen Tod zu wünschen. Ich besaß zwei treffliche Güter; ich freute mich, sie unter euch Brüder zu theilen: aber du hast so übel gewirthschaftet, daß ich schon längst das eine verkaufen mußte, und von dem andern nur noch den Scheinbesitz so lange habe, als mich meine Gläubiger darin dulden. — Hier steh' ich mit leeren Händen vor dem bessern Sohne, und zittre vor seinen Vorwürfen, daß ich sein Erbtheil von dem schlechtern verprassen ließ.“ —

„O, mein Vater!“ rief Hermann, ihm um den Hals

fallend. „Ich begehre nichts, ich bedarf nichts, als Ihre Liebe.“ —

Unter dieser Herzensergießung strotzte Florentin mit zornigem Geräusch aus dem Zimmer. „Was er tobt, der Trotzige! sagte der Vater. „O wie verkehrt fiel das Loos, das ihm Ueberfluß und dir Mangel zutheilte!“ — Bald darauf hörte man eines Pferdes Galopp im Hofe. Der Greis ging ans Fenster. „Da jagt er mit meinem letzten Pferde fort!“ sprach er. „Er hat mir schon nach und nach ein Dutzend zu Schanden geritten, und scheint nun auch diesem armen Thiere den Untergang geschworen zu haben.“

Jetzt meldete der Gerichtshalter: einer der gefangenen Räuber habe, nach eigener Aussage, noch vor Kurzem in des Kammerherrn Diensten gestanden, und daher des Schlosses Gelegenheit gekannt. Hermann muthmaßte sogleich, daß es eben derselbe sey, der bei ihm Feuer angelegt hatte. Das bestätigte sich, als ihm der Gefangene in der Gerichtsstube vorgestellt wurde. Er wollte Anfangs, ungeachtet man viel Schwefel bei ihm gefunden hatte, die Brandstiftung läugnen; doch, in Widersprüche verwickelt, gestand er endlich dieses Verbrechen.

45.

Nemesis.

Nun folgten angenehmere Scenen. Es kamen zwei Wagen mit eingeladenen Gästen an. Einer brachte den Pfarrer Brok und den Doktor Wigmund; der andere den Hauptmann von Bahlingen und seine Gattin. Welcher Jubel! Die Letztern, die es noch nicht wußten, daß Hermann ein geborener Falkenhof war, hörten diese Neuigkeit mit freudigem Erstaunen.

Die Tafel war gedeckt. Florentins Rückkunft ward vergebens erwartet. Man mußte sich ohne ihn zum Mittagsmahle setzen.

Nun, sehen Sie, Doktor!" sagte Herr von Falkenhof: „wir haben meinen siebzigsten Geburtstag erlebt. Aber vor dreißig Jahren glaubt' ich nicht, daß mein Experiment, vor welchem Sie mich prophetisch warnten, auf Florentins Seite so übel ausschlagen würde. Ja, Doktor, es gibt eine Nemesis! Sie bestrafte meine Thorheit, daß ich, ohne von der Natur dazu geschaffen zu seyn, den Sonderling spielte, und mich besonders in einer so wichtigen Sache als Querkopf benahm. — Würde diese Geschichte in einem Roman erzählt, man erklärte sie ohne Zweifel für eine unnatürliche Erfindung." —

„O nein, Herr von Falkenhof!" antwortete Wigmund. „Sie haben sogar in der Wirklichkeit Ihres Gleichen. Ich will Ihnen nur zwei berühmte Namen

nennen, die mir eben beifallen. Rousseau, der durch seinen Emil eine Umschaffung des Erziehungswesens bewirken wollte, schickte seine Kinder ins Findelhaus, und Frau von Genlis, die Verfasserin vieler pädagogischen Schriften, ließ ihre zwei Töchter, als vorgebliche Waisen, in London erziehen."

Die Tischgespräche gewannen bei jedem Glase Wein an Heiterkeit. Man stand vergnügt von der Tafel auf. Jetzt sprengte Florentin, wie ein Rasender, in den Hof. Das keuchende, schaumbedeckte Roß stürzte an der Treppe unter ihm zusammen. Er kam aus einer zwei Meilen entfernten Stadt, wo er einen Rechtsgelehrten um Rath gefragt, und sich zugleich halb von Sinnen getrunken hatte. „Vater!" schrie er, in den Saal stürmend, „schaffen Sie diesen Bastard hinweg, oder es geschieht ein Mord!" — Der Greis bebte zurück. „Sohn, du bist schrecklich!" sprach er. „An mir geht in Erfüllung, was die Bibel sagt: Zärtle mit deinem Kinde, so wirst du dich einst vor ihm fürchten müssen!" —

Bahlingen und die übrigen Männer stellten sich, wie eine Schutzmauer, vor den zitternden Alten, und Hermann umschloß ihn mit beiden Armen. „Ich beschwöre Sie, Vater," rief er aus, „treten Sie meinem Bruder alles ab, was Sie noch besitzen, und beschließen Sie mit meiner Mutter Ihre Tage bei mir! Mein schuldenfreies Gütchen gewährt uns Nahrung und Frieden." —

„Ja, Hermann, wir ziehen mit dir!" sagte der Greis. „Du, Florentin, bist von diesem Augenblick an hier gebietender Herr! Erlaube nur mir und deiner Mutter, uns noch eine einzige Nacht in diesen Mauern aufzuhalten." —

Mit stummer Verstocktheit entfernte sich der Kammerherr, blieb den ganzen übrigen Tag unsichtbar, und ging am folgenden Morgen sehr früh auf die Jagd, um dem Abschiede von seinen Aeltern auszuweichen.

Hermann führte sie im Triumph zu seiner Gattin, die mit ihm noch bis diese Stunde wetteifert, das greise Paar gleichsam auf den Händen zu tragen. Vater Falkenhof kam übrigens nicht mit ganz leerer Hand. Er hatte längst für seinen guten Sohn einige tausend Thaler bei Seite gelegt, und erbaute damit auf der Brandstelle ein bequemes Haus, in welchem nun Liebe und Zufriedenheit wohnen..

Florentin ward bald von den Gläubigern aus seiner Residenz vertrieben. Seitdem abenteuert er unstät in der Welt umher, und nährt sich abwechselnd vom Spiele, von Gaunereien und — Bettelbriefen.

Bayerische Staatsbibliothek München

H. H
BUCHBINDER
94056
Telefon

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 4

Stuttgart 1837

P.o.germ. 1726 o-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124112-5